

Hans Chägi



Im Blumenberg

Erinnerungen 2 (1955 – 1961)

**Meinen lieben Geschwistern
Margrit, Karl und Peter
gewidmet**

Hans Chägi

Spannende Jugend

Spannende Jugend

Schiessende Triebe

Zeit des Erlebens

Gefühl von Liebe

*

Erfahrung sammeln

Im Spiel mit Freunden

Schabernack treiben

Achtsam vor Feinden

*

Grenzen erkennen

Freundschaften schliessen

Selbständig werden

Freiheit geniessen

H. Ch.

Inhaltsverzeichnis

Eine moderne Wohnung	1
Gut war's des Andern Ball	4
Die Natur, unser Spielplatz	7
In der Fuchshöhle	11
Nächtlicher Schrecken	14
Die Dicke Berta	16
Peter, unser Nachzügler	23
Die falsche Modelleisenbahn	27
Heisse Sommertage	30
Die schwarze Rose	42
Verbotenes Fischen	44
Der entwendete Karpfen	48
Erfahrungen eines Heftliverträgers	52
Die dritte bis sechste Klasse	56
Verwünschte Sekundarschule	62
Abschied vom Blumenberg	67
Dank	69

Eine moderne Wohnung

Im Frühling 1955 zügelte unsere Familie innerhalb des Dorfes vom Brändliacker in den Blumenberg, ein Quartier im westlichen Teil von Wolfhausen. Für den Transport der Habe stellte sich Bauer Franz Meier mit Ross und Wagen für einmal als „Zügelunternehmer“ zu Verfügung. Für unsere Familie bedeutete dieser Umzug den Schritt aus einem äusserst einfachen Altbau in eine recht moderne Wohnung eines typischen Mehrfamilienhauses der Fünfzigerjahre. Dieses gehörte zu einer Gruppe von einem Fünf- und zwei Sechsfamilienhäuser einer der Firma Schulthess nahe stehenden Baugenossenschaft.

Modern war die Wohnung insofern, als dass sie über ein Badezimmer mit Syphon-WC und Lavabo, eine Küche mit Kühlschrank sowie eine gemeinsam genutzte elektrische Waschmaschine im Untergeschoss verfügte. Andererseits mussten wir unseren bisherigen grossen Keller mit einem eher karg bemessenen Kellerabteil und den geräumigen Schopfanbau mit einem vergleichsweise mickrigen Estrichabteil tauschen. Eine Zentralheizung gab es auch hier nicht. Gefeuert wurde, wie schon im Brändliacker, von der Küche aus, wo die hinter einem gusseisernen Türchen versteckte Feuerstelle den Ofen in der Stube erwärmte. Einzige Neuerung war, dass dieser nun mit braunen statt der bisher grünen Kacheln bestückt war.

Auch wenn ein beachtlicher Gemüsegarten zur Wohnung gehörte, so war dieser halt doch nur ein bescheidener Ersatz für das idyllische Areal im Brändliacker. Zudem waren das für uns ungewohnte Treppenhaus und die Wohnung ziemlich ringhörig. Dies führte, weil wir im 1. Stock wohnten, immer wieder zu verschiedensten Interventionen von Frau Äll, die mit Ehemann und Sohn unter uns, also im Parterre, wohnte. Diese reichten von lautem Schimpfen, Läuten an der Haustürglocke mit feigem Verschwinden, über Klopfen mit dem Besenstiel an ihre Zimmerdecke bis hin zu kleineren hinterhältigen Schikanierereien.

Böse Zungen behaupteten, dass Frau Äll des öftern dem Alkohol frönen würde. Dies schien uns nicht unrealistisch zu sein, denn jeweils schon am nächsten Tag – wenn sie offenbar wieder nüchtern war – grüsste sie einem äusserst freundlich, so wie nichts geschehen wäre. Um jeglichen Streit zu vermeiden, wurden wir Kinder von den Eltern immer und immer wieder angehalten, uns ruhig zu verhalten, in der Wohnung leise zu treten und nicht herum zu rennen. Aus jener Zeit stammt wohl auch mein innerer Zwang, mich in Wohnungen möglichst leise bewegen zu müssen; ich befürchte stets, jemanden zu stören.

Eigentlich waren es ja überhaupt keine bösen Leute, die Äll's. Frau Äll gab uns Kindern immer wieder Süssigkeiten oder auch mal einen Batzen, wenn wir für sie im Dorf eine Besorgung machen durften. Und ihr Gatte war ein äusserst ruhiger und unauffälliger Mann, der kaum ums Haus herum anzutreffen war und sich auch völlig aus dem Treiben seiner Frau heraus hielt; wahrscheinlich bekam er davon ja gar nichts mit. Auch Edi, der etwa 30-jährige ledige Sohn, war ein stiller Mann und, wie sein Vater, stets korrekt und freundlich. Das beinahe Einzige was man von ihm hörte war sein Waldhorn, mit dem er regelmässig in den frühen Abendstunden übte, da er aktives Mitglied im Musikverein war. Vielleicht hatte er dieses Instrument gar in Anbetracht der Ringhörigkeit der Wohnung gewählt. Immerhin zählt es ja nicht zum lauten Blech, da sein Schall bekanntlich durch Handbewegungen im Trichter gedämpft wird. Da dröhnte mein B-Horn, das ich während der späteren Blumenberg-Zeit spielen lernte, schon etwas lauter und vor allem wesentlich unmelodiöser.

Von der Familie über uns, der Familie Stocker, mussten wir erfreulicherweise nie eine Reklamation entgegen nehmen; dies beruhte offenbar auf gegenseitiger Toleranz. Auch mit den Mietern der anderen beiden Wohnungen durften wir ein angenehmes Zusammenleben pflegen. Die eine dieser beiden Mieterschaften, das kinderlose Ehepaar Schofer, besass übrigens als einzige Bewohner des Hauses ein Auto, einen Fiat Topolino mit Faltdach, ein kleines Cabriolet also, welches zu

jener Zeit, zumindest in unserem Dorfe, eine absolute Rarität darstellte. Mit diesem Auto war gleichzeitig auch der einzige Parkplatz belegt, über den unsere Liegenschaft verfügte.

Möglichkeiten für den Zeitvertreib gab's ums Haus herum wie auch in der näheren Umgebung, zumindest bei gutem Wetter, genügend. Schwierig wurde es hingegen an regnerischen Tagen, denn Scheunen, Remisen oder Unterstände hatte es im und um das Quartier keine. In den meisten Wohnungen, die schon ihres günstigen Mietzinses wegen nicht über grosszügige Raumflächen verfügten, duldeten man nicht grössere Kindergruppen, und zudem durften keine lärmigen Spiele oder Verrichtungen ausgeführt werden. Mit Wehmut dachte ich in solchen Momenten zurück an unser früheres Zuhause im Brändliacker.



Unser Zuhause im Blumenberg von Süd-osten (Aufnahme ca. 30 Jahre später). Unsere Wohnung befand sich im mittleren Stock (Fenster links geöffnet). Die Wiese am unteren Bildrand war Gartenanlage.



Aufnahme von Südwesten mit Eingang zur Waschküche. Unsere Wohnung: Obergeschoss rechts. (Aufnahme 1958 durch Besucher Eierle aus Deutschland, Besitzer des parkierten VW-Käfers).

Gut war's des Andern Ball

Auch wenn sich vereinzelt Leute im Blumenberg mal „so richtig die Meinung sagten“, insgesamt herrschten friedliche Verhältnisse im Quartier. Streitigkeiten unter Kindern eskalierten nur dann, wenn sich Eltern in die Händel einmischten. Wo Kinder bunt gemischt beisammen sind, gibt's halt einfach mal Streitereien. Meist dauern sie ja nur sehr kurze Zeit und legen sich rasch von selbst – sofern die Alten die Mäuler draus halten. Selbstverständlich können Situationen vorkommen, bei denen Eltern eingreifen müssen, um Kinder – beispielsweise vor massiver Gewalt oder Übermacht – zu schützen.

Ich glaube, meine Eltern hatten ein gutes Gespür dafür, wann eine solche Intervention nötig wurde. Sie verteidigten uns Kinder nicht einfach grundsätzlich, sondern wollten zuvor genau wissen was vorgefallen war. Je nachdem entschieden sie für oder gegen uns, und sie legten uns wenn nötig nahe, die Schuld in erster Linie bei uns selbst zu suchen und unser Verhalten allenfalls zu ändern. Damit haben sie uns gelehrt, Schuld auf sich nehmen zu können und eigene Fehler einzugestehen.

Im Brändliacker gehörte ein Grasblätz zur Wohnung, der sich sehen lassen konnte, das Blumenberg-Quartier aber verfügte über eine derart grosse Spielwiese, dass wir Buben darauf ein kleines Fussballfeld einrichten konnten. Stecken und Kleidungsstücke bildeten die Torpfosten – Querlatten, Tornetze oder gar Ballfanggitter gab's allerdings nur in der Phantasie, so dass nach beinahe jedem Schuss aufs Tor ein mühsames Herbeischaffen des Balls unumgänglich war.

Weil das hinter einem der Tore liegende Landstück einem Besitzer gehörte, der sein Gras verständlicherweise nicht ständig nieder getrampelt haben wollte, stellte dieser eines schönen Tages einen gut meterhohen massiven Metallhag auf,

dessen Vertikalstäbe am oberen Ende zugespitzt waren. So mussten wir fortan acht geben, dass die Bälle in jener Richtung nicht zu hoch flogen. Passierte dies dennoch, so nahm der Grundstückbesitzer, der direkt dahinter eine Werkstatt betrieb, den Ball nach Arbeitsschluss mit nach Hause. So blieb uns denn nichts anderes übrig, als ihn am Abend mit einer kurzen Entschuldigung dort abzuholen. Dabei wurden wir ermahnt, die Bälle noch flacher zu kicken um keinen Schaden anzurichten. Andere Strafen gab es zum guten Glück keine.

Von uns mehr gefürchtet waren die zugespitzten Vertikalstäbe. Zu jener Zeit wurden im Handel die ersten leichten Kunststoffbälle angeboten, deren Erwerb für uns, trotz ihres relativ günstigen Preises, kein Pappenstiel war. Flog nun ein solcher Ball auf eine solche Spitze, so war sein Leben oft ausgehaucht, sein Pfuus verpufft und damit das Fussballspiel zu Ende. Dies zumindest solange, bis irgend jemand wieder einen Ersatzball herbeischaffen konnte, was gar nicht so einfach war, da nicht jeder Bube über einen solchen verfügte. Einzelne Kinder wollten oder durften von zu Hause aus weder einen Ball noch ein anderes Spielzeug mitnehmen, damit ihre eigenen Sachen möglichst lange unversehrt blieben. In der Regel waren es aber genau jene Kinder, die mit dem Spielzeug anderer Familien nicht gerade zimperlich umgingen und sich erst noch – manchmal gar schadenfreudig – amüsierten, wenn wieder mal ein Gegenstand eines Spielgefährten kaputt ging.

Nicht lange hielt beispielsweise auch ein Lederball, den ich eines Tages von meinem Ersparten für wenige Franken beim Keller-Uhlmann, einem Kaufhaus in Rapperswil, posten durfte. Die Nähte des aus echtem Leder gefertigten Balls sogen sich bei feuchter Wiese mit Wasser voll und rissen bald einmal. Der sonst schon nicht ganz runde Ball wurde dadurch noch unförmiger und die rote Gummiblaatere quoll aus der defekten Stelle. Eine einfache Notreparatur half dann, das Leben des Balls etwas zu verlängern: Luft ablassen, ein Stück Stoff oder einen kleinen Lederblätz vom Sattler Brunschweiler unter die gerissene Naht

schieben und den Ball wieder aufpumpen. Runder wurde er dadurch zwar auch nicht, aber wir konnten ihn wenigstens wieder benutzen.



Blumenberg, mit Blick auf die grosse Spielwiese (Bildmitte). Im Hintergrund der Bachtel. Unten rechts (im Schatten) die Mülltonne für die Bewohner unseres Hauses.

Die Natur, unser Spielplatz

Nicht nur die grosszügige Quartier-Spielwiese bot uns reichlich Möglichkeiten zur Verbringung der Freizeit an der frischen Luft, auch die Natur in der nahen Umgebung stand uns ja jederzeit kostenlos zur Verfügung. Zu zweit oder in Grüppchen begannen unsere unzähligen Streifzüge meist ungeplant, irgendwann und irgendwo, dort wo man sich bewusst oder zufälligerweise gerade getroffen hatte. Die Gestaltung solcher schulfreier Nachmittage entwickelte sich von selbst, war in der Regel dem Zufall überlassen.

Unzählige Stunden verbrachten wir beispielsweise am „Bächli“, einem schmalen Wasserlauf, der sich nahe unseres Wohnquartiers in einem weiten Bogen durch die Wiesenlandschaft schlängelte, auf halber Strecke in einer grossen Röhre die Hauptstrasse nach Hombrechtikon unterquerte, um sich nach einem friedlichen Lauf zwischen Weiden und Äcker, mit einem anderen Bach vereinigt, in ein Tobel zu stürzen. Gesäumt war dieses Bächli von einer Pflanzenwelt, die sich beim Wasser wohl fühlt: vom winzigen Blümchen bis zum hohen Laubbaum hatte sich hier alles angesiedelt. Sogar ein kleiner Schilfbestand fand sich am oberen Lauf des Gewässers. Eigentlich interessierten uns die Pflanzen ja nicht besonders. Sie waren einfach da, gedeihten und blühten im Frühling oder später, trugen vielleicht Beeren oder andere leider meist ungeniessbare Früchte.

Im Laufe der Zeit hatten wir heraus gefunden, dass sich einzelne Bäumchen ausgezeichnet als Spielgerät eignen, voraus gesetzt sie sind genügend elastisch und biegsam. Solch dünnstämmige Objekte bekletterten wir mit gebotener Vorsicht. Durch Ausloten der idealen Höhe und geschickte Gewichtsverlagerung liess sich die Krone solcher Bäumchen durch unser Körpergewicht derart nach unten krümmen, dass es möglich war, sich auf die gegenüber liegende Seite des Bächleins abzusetzen. Hin und wieder endete die Landung allerdings nicht nur an einer unerwünschten Stelle, sondern auch nicht besonders sanft. Dann nämlich,

wenn das Stämmlein plötzlich brach und wir irgendwo im Sumpf oder Bach landeten. Aus Furcht für den Schaden verantwortlich gemacht zu werden, mieden wir den Ort des danieder liegenden Gehölzes einige Zeit und verlegten unsere Steifzüge in eines der übrigen Gebiete der näheren Umgebung.

Das Bächli beherbergte nicht nur eine grosse Vielfalt von Pflanzen, sondern auch eine reiche Tierwelt, die sich im oder neben dem Wasser tummelte: Molche, Salamander, Wasserspinnen, einige kleine Fischchen – vermutlich Elritzen –, Laub- und Wasserfrösche, Wasser- und Landschnecken und anderes Flieg- und Kriechgetier. Gar ein Pärchen Wildenten kreuzte von Zeit zu Zeit hier auf.

In der Schule hatte sich das Gerücht verbreitet, dass man Frösche zum Platzen bringen könne, wenn man sie eine Zigarette rauchen liesse. Um dies zu beweisen erschienen eines Tages am Bächli drei Burschen, alle etwas älter als wir, suchten sich einen „fetten“ Frosch und begannen ihr grausames Experiment. Da sie uns weis machten, der Frosch würde mit lautem Knall zerplatzen, begaben wir uns auf ihr Geheiss umgehend in sichere Distanz. Einen Knall hörten wir dann allerdings nicht und es flogen auch keine Fleischfetzen. Offenbar hatten die Burschen ihre Tierquälerei ergebnislos abgebrochen, auch wenn sie danach behaupteten, ihr Versuch sei gelungen und sich damit gar noch brüsteten.

Dass Tiere ähnliche und noch viel schlimmere durch Menschen bewusst verursachte Qualen erdulden müssen, wusste ich zu jener Zeit noch nicht. Von Tierversuchen hörte ich erstmals etwa 1958/59, als ein Kollege mir verriet, dass er, um sein Sackgeld aufzubessern, seine überzähligen Meerschweinchen jeweils nach Basel schicke, wo man sie für Versuchszwecke benötige. Irgendwie hätte ich einen solchen Verkauf wohl nicht über mein Herz gebracht.

Ein weiteres Vergnügungs-Eldorado lag praktisch vor unserer Haustüre: die stillgelegte Schienenstrecke der Üerikon-Bauma-Bahn, welche die östliche und

südliche Begrenzung des Blumenberg-Quartiers bildete. Im südlichen Teil führte der Schienenstrang eng einem etwa sechs Meter hohen beinahe senkrechten Steilhang entlang, der aus Schichtungen von Nagelfluh und Erde bestand und stellenweise dicht mit kleinen Bäumchen und Sträuchern bewachsen war. An ihnen fanden wir Halt beim Beklettern und „Bearbeiten“ der nicht ganz ungefährlichen Wand, denn es ging uns Kindern darum, sie für unsere Zwecke nutzbar zu machen. Da waren Stufungen und Verbindungspfade zu erstellen, und gut getarnte Versteck- und Fluchtmöglichkeiten für den Fall, dass uns irgend jemand einmal nachstellen sollte. Bei der Fortbewegung im Hang übernahmen, nebst Ruten und Ästen, auch freiliegende Wurzeln die Funktion von Halteseilen.

In westlicher Richtung wurde das Bord immer flacher, da der Schienenstrang nun von ihm weg bog und deshalb beim seinerzeitigen Bau der Bahnlinie die sanft abfallende Geländeform in ihrer ursprünglichen Form belassen werden konnte. Auch eine andere Bewachsung war dort zu finden. Insbesondere ein herrliches Laubwäldchen, an dessen nördlichem Saum man die hohen Stauden mit den sehr begehrten grossen „Welschen“ Haselnüssen fand, die man an ihrer länglichen rot-braunen Schale erkennt und am rötlichen Häutchen das den Kern umhüllt. Das Wäldchen gehörte zum Besitz der Familie Krebs, die das grosse mit Efeu bewachsene Haus an dessen Fusse bewohnte. Herr Krebs Senior war übrigens der für unser Dorf zuständige Vehtokter, sein Sohn Besitzer des angrenzenden Schreinereibetriebes. Auch ein Bienenhäuschen, um das man an schönen Tagen mit Vorteil einen grossen Bogen machte, war in einer lichten Stelle des Wäldchens eingebettet. Nie habe ich jenen Tag vergessen, an dem mich dort ein Bienenschwarm verfolgte, aus dem sich ein grösseres Detachement löste und mir – da ich wild um mich schlug – ein paar tüchtige Stiche in die Kopfhaut, neben das linke Auge und in die Unterlippe verpasste.

Hier, an diesem Bord verbrachten wir Kinder unzählige Stunden. Nur ein kleiner eingeweihter Kreis wusste wo wir uns aufhielten und kannte unsere Verstecke. Wir

benötigten für dieses Vergnügen weder Benzin, noch Strom, noch Geld und waren keinen künstlichen Reizen ausgesetzt, dafür am Abend müde und zufrieden.

Noch unzählige Stunden hätten wir an diesem Ort ungestört verbringen können, wäre da nicht eines Tages der Besitzer einer angrenzenden Liegenschaft bei meinem Vater vorstellig geworden. Er machte ihn darauf aufmerksam, dass das herunter fallende Gestein die Rinne zwischen Hang und Bahntrasse mit der Zeit fülle, was eine Gefahr für die Schienenfahrzeuge werden könne. Trotzdem kehrten wir danach von Zeit zu Zeit an unser Bahnpörtli zurück, aber immer mit einem mulmigen Gefühl dabei erwischt zu werden. Immerhin: Während unserer ganzen Zeit hatten wir nur ein einziges Mal eine Rangierlok mit angehängtem Güterwagen gesehen, und diese Komposition fuhr langsamer als jeder Radfahrer. Sicher fielen bei unseren Aktivitäten einige Steine und etwas Dreck hinunter in die Rinne, die grössere Menge aber stammte von Gewittern und vom Tauwetter im Frühjahr – ganz sicher aber nicht vom Herumkraxeln.



Ausschnitt vom unteren Lauf des „Bächli“.



Viel oder wenig Wasser – je nach Regenfall.

In der Fuchshöhle

Im Tobel, wo sich das Wasser unseres geliebten „Bächli“ über einen Wasserfall in die Tiefe stürzte, trieben wir uns auch hin und wieder herum. Auf dem Weg dorthin befand sich die Schmiede von Herrn Buchmann. Bei ihm konnte man für etwa fünfzig Rappen einen Mocken Karbid kaufen, welches wir benötigten um Büchsendeckel fliegen zu lassen. Dazu verwendeten wir eine Blechbüchse mit Deckel zum Zudrücken, also ohne Schraubverschluss; Nescafé-Büchsen beispielsweise eigneten sich dafür besonders gut. In eine solche legten wir ein Stück des fahlweissen Karbids, benetzten dieses mit etwas Wasser oder genügend Spucke und drückten den Deckel mit etwas Gefühl gut an. Die in der Büchse nun entstehenden Gase erzeugten einen genügenden Überdruck, um den Deckel wegzusprengen und durch die Luft fliegen zu lassen. Dieses „chemisch-physikalische Experiment“ gelingt aber nur, wenn Büchsengrösse, Karbid- und Flüssigkeitsmenge sowie Andruckstärke des Deckels aufeinander abgestimmt sind. Gefährlich war die Sache nicht, sonst hätte uns Schmied Buchmann das Karbid wohl kaum verkauft.

Meist fand die Büchse danach noch anderweitige Verwendung. So auch an jenem Nachmittag, als wir anschliessend wieder einmal das Tobel besuchten. Am seitlichen Abhang nahe des Wasserfalls entdeckten wir das Eingangsloch zu einer Fuchshöhle. Dieses befand sich unter dem Wurzelstock eines grossen in Schräglage gekippten Baumes und war schwer zugänglich, da das Gelände sehr steil und zudem mit einer dicken Schicht Laubblätter bedeckt war. Nichts konnte uns abhalten diesen Höhleneingang zu inspizieren, und so liessen wir uns auf der Blätterdecke in Hockstellung von Baumstamm zu Baumstamm hinunter gleiten. Schwungvolle Körperbewegungen ermöglichten uns die seitlichen Korrekturen, die nötig waren um die einzelnen Stämme präzise anzupeilen.

Nur einer von uns verfehlte eine dieser „Bremshilfen“: Karl, mein Bruder, den wir

ausnahmsweise auch einmal mitgenommen hatten. Mit zunehmendem Tempo rutschte und purzelte er – nun glücklicherweise – an allen nachfolgenden Bäumen vorbei und kam erst zuunterst, knapp vor dem Bach, zum Stillstand. Er hatte grosses Glück im Unglück, war nicht in einen Stamm geprallt und hatte nur einige Schrammen abbekommen. Zu zweit rutschten wir zu ihm hinab, halfen ihm bei der Befreiung vom grössten Dreck und beim kräfteraubenden Wiederaufstieg zur Fuchshöhle. Aufgeben wollte er ja nicht, wollte begreiflicherweise zu uns gehören.

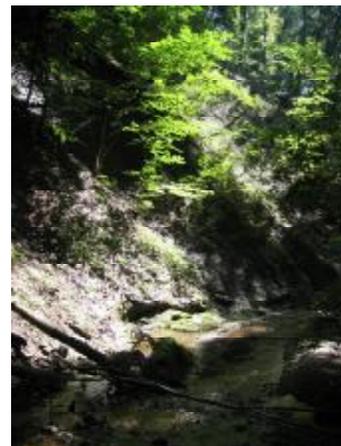
Unser eigentliches Ziel war es nun nicht, einfach den Eingang der Fuchshöhle zu besichtigen; vielmehr wollten wir den Bau auskundschaften, das also was sich dahinter versteckt hielt. Dies ist schon deshalb nicht ganz einfach, weil es selbst für ein schlankes Kind unmöglich ist durch einen solch engen Höhlengang zu kriechen. So begannen wir denn mittels Holzstücken und der noch vorhandenen Karbid-Büchse den Durchmesser des Loches auf etwas mehr als unseren Körperumfang zu vergrössern. Ein Vortrieb von knapp zwei Körperlängen schafften wir, als es Zeit wurde sich auf den Heimweg zu machen um rechtzeitig beim Nachtessen zu sein. Klar war für uns alle, dass wir mit unserer Arbeit so bald als möglich fortfahren würden, und so vereinbarten wir den nächsten Termin.

Ausgerüstet mit kurzen Gartenwerkzeugen wie Häckerli, Chräueli und Schüfeli sowie kleineren Behältern und einer Taschenlampe wendeten wir uns am nächsten freien Nachmittag unserem Fuchsloch wieder zu. Pausenlos arbeiteten wir an der Erweiterung des Höhlengangs, wobei wir uns zu zweit in der Funktion als Graber an vorderster Front abwechseln mussten, da die übrigen Mitglieder unseres Unternehmens Angst vor dieser Tätigkeit hatten. So ganz geheuer war es auch mir nicht, im engen und dunklen Höhlengang, dem muffigen Erdreich und der knappen Frischluft buddeln zu müssen. Zudem wurde es zusehends schwieriger, sich über die inzwischen recht beachtliche Distanz rückwärts aus der Höhle zu robben. Man musste sich darauf verlassen können, dass einem die Freunde bei Schwierigkeiten behilflich waren und einem bei Bedarf an den Füssen ins Freie

zogen. Dass die Höhle hätte einstürzen können, daran dachten wir nicht. Durften nicht daran denken, ansonsten wir unser Unterfangen hätten abbrechen müssen.

Nachdem wir mit unserer Maulwurfsarbeit einige Meter vorgestossen waren, begannen wir am Endpunkt den Gang kugelförmig auszuheben. Es sollte ein Höhlenraum werden, in dem unsere ganze Gruppe Platz finden würde. Ein Aufenthaltsraum, gut versteckt im Erdreich und nur über unseren engen Durchschlupf erreichbar. Wir waren von unserer eigenen Idee begeistert. Wieso eigentlich? Was fasziniert Kinder denn so am Bau von Verstecken, kleinen Hütten und Höhlen? Ist es einer unserer Urtriebe, unser Überleben zu sichern? ...

Als wir an einem der nächsten Tage mit dem Aushöhlen weiterfahren wollten, mussten wir mit Schrecken feststellen, dass der Eingangsbereich zum Fuchsbau zerstört war. Eine Gruppe Jugendlicher aus dem nahe gelegenen Weiler Berlikon hatte ihn, wie wir später erfuhren, mit grösserem Werkzeug böswillig zerstört. Jemand musste uns entdeckt und verraten haben. Leider ausgerechnet an solche, die uns das tolle Werk missgönnten. Wütend und etwas traurig verliessen wir unseren Fuchsbau, in den wir soviel Zeit und Arbeit gesteckt hatten. Zurück blieb ein abenteuerliches und unvergessliches Erlebnis. Nur schon die Vorstellung, heute durch einen solchen Höhlengang kriechen zu müssen, erschauert mich, der ich inzwischen schnell einmal unter Platzangst leide.



Im Tobel. Blick gegen den Wasserfall und den Abhang, an dem sich unsere Höhle befand.

Nächtlicher Schrecken

Eines nachts wurde ich aus dem Tiefschlaf gerissen. Von draussen drang ungewohnter Lärm in mein Schlafzimmer: laute Stimmen, Schreie, verängstigtes Weinen. Erschrocken stieg ich aus dem Bett, begab mich schlaftrunken zum Fenster und spähte durch die Öffnungen der Fensterläden hinaus in die Nacht. In einem Zimmer der Parterrewohnung des Nachbarblocks stand ein Fenster weit offen. Fahles Licht fiel auf die davor liegende Gartenanlage. Darin bewegten sich gespenstisch anmutende Gestalten in weissen Nachthemden. Aus der Wohnung drangen erregte Stimmen, die auf einen massiven Streit hindeuteten. Dazu gesellte sich Lärm von zu Boden fallenden Gegenständen. In dieser Wohnung musste die Hölle los sein! Schreckerfüllt harrete ich am Fenster aus, hörte wie Fensterläden von Nachbarn bewegt wurden und machte mir Gedanken, was da wohl passiert sein könnte.

Es dauerte einige Zeit bis sich die Situation beruhigte. Dann sah ich die weissen Gestalten über das Fenster in das Zimmer klettern und es kehrte wieder Ruhe ein. Ich schlüpfte in mein Bett zurück. Vom Geschehen völlig durcheinander geraten gelang es mir nur mühsam, den Schlaf wieder zu finden. Und auch bei Tagwacht spürte ich, wie stark mich das nächtliche Drama aufgewühlt hatte. Was war nur geschehen?

Schon beim Mittagessen erfuhr ich des Rätsels Lösung: Jener Nachbar hatte wieder einmal tüchtig über den Durst getrunken, kehrte mitten in der Nacht im Alkoholrausch nach Hause, ging dort auf seine Frau los und tobte in der Wohnung. In panischer Angst flüchteten seine Kinder vor ihm mit nackten Füßen in die Nacht hinaus. Es war nicht das erste Mal, dass der sonst unauffällige, stille und – wie man so hörte – beruflich fleissige Mann im Rausch heim kehrte. Nur, ein solches Drama hatte ich noch nie mitbekommen.

Nach diesem Vorfall griffen offenbar die Behörden ein, denn der Mann wurde darauf hin in ein Kurhaus eingewiesen, wo er sich den Alkohol abgewöhnen musste. Nach längerem Aufenthalt sah man ihn wieder wie zuvor auf seinem leichten Motorrad, dem „Kreidler Florett“, auf der Fahrt zur oder von seiner Arbeit. Dem Vernehmen nach trank er keinen einzigen Tropfen Alkohol mehr und lebte fortan zurückgezogen als umsorgender Familienvater.

Er war nicht der einzige Mann im Dorfe, der seinen Zahltag – welcher seinerzeit vom Arbeitgeber noch im Zahltagstäschli übergeben wurde – jeweils umgehend ins Restaurant statt nach Hause trug. Vereinzelt kam es vor, dass man ums Monatsende am späteren Abend die eine oder andere Hausfrau mit einem Teppichklopfer durchs Dorf ziehen sah. Einige Zeit später sichtete man sie dann wieder in der Gegenrichtung, ihren Ehemann vor sich her treibend, der ihr lallend, in kurvenreicher Route und mit schleppendem Gang, widerwillig und dennoch widerstandslos gehorchte. Nicht in allen, aber sicher in vielen Fällen war die Ursache solcher „Flucht in den Alkohol“ wahrscheinlich darin zu suchen, dass insbesondere Kleinverdiener mit kinderreicher Familie damit ihre dauernde finanzielle Not für einige Stunden vergessen konnten.



Innerhalb einer Distanz von 200 Metern existierten seinerzeit nicht weniger als drei Restaurants: das „Bahnhöfli“ (linkes Bild), der „Freihof“ (rechts) und der „Frohsinn“ (ohne Foto). Auch das „Rössli“ Ausgangs Dorf Richtung Rüti war noch in Betrieb. (Fotos aus „Bubikon-Wolfhausen: Zwei Dörfer – eine Gemeinde“)

Die Dicke Berta

Alle Jahre im Spätsommer herrschte in unserer Nachbargemeinde Hombrechtikon während eines Wochenendes Chilbibetrieb. Bereits im ersten Jahr unserer Blumenberg-Zeit durften Karl und ich ihr am Sonntag-Nachmittag einen Besuch abstatten. Wir konnten es – wie wohl alle Kinder – kaum erwarten, bis wir uns nach dem Mittagessen endlich auf den Weg machen durften. Von den Eltern erhielt jeder von uns einen Zweifränkler, den wir sorgsam in der Hosentasche verstauten. Der Fussmarsch zum Chilbiplatz dauerte eine knappe halbe Stunde – Zeit für erste Überlegungen, wie wir diesen Betrag sinnvoll ausgeben wollten.

Der Weg führte uns der Landstrasse entlang, vorbei an der etwas einsam stehenden Liegenschaft der Familie Krebs, dem Bauernhof von Günters, dem Tobelrank, der Garage/Tankstelle Bärfuss und der ausgedienten ÜBB-Station, wo bereits erste Chilbi-Töne an unser Ohr drangen. Und schon bald einmal erblickten wir die ersten Verkaufsstände, die entlang der grossen Strassenkreuzung mitten im Dorf aufgestellt waren. Gleich dahinter, auf einem grossen Platz, prangten sie und blinkten uns entgegen: die mit heimatlichen Motiven schön bemalte Rytschuel mit dem zugehörigen Orgelwagen, die ausschliesslich mit Menschenkraft funktionierende Schifflischaukel, die Autotütschibahn mit dem Respekt einflössenden Elektrogitter unter dem grossflächigen Dach. Und die Sesselbahn mit den an langen Ketten befestigten Sitzlis.

Bei unserem Erscheinen, so nach zwei Uhr, war der Rummel bereits in vollem Gang. Rassige Orgelmusik mischte sich mit Evergreens und aktuellen Schlagerhits, heftiges Gebimmel mit monotonem Palaver aus Lautsprechern, das aufforderte einzusteigen und Platz zu nehmen. Und freudiges Kreischen untermalte die Rufe der Marktstandbesitzer, die auf ihre vorzüglichen und offenbar einmalig günstigen Angebote aufmerksam machten.

Nun begann die Qual der Wahl. Wie nur sollte unser Zweifränkler eingesetzt werden? Sollte damit eine Fahrt auf der Autoscooterbahn finanziert werden? Oder eher eine solche mit der Schiffflischaukel oder allenfalls mit der Sesselbahn? Oder wäre das Geld besser eingesetzt wenn wir uns damit Süßigkeiten beschaffen würden: Schleckzeug, Magenbrot, gebrannte Mandeln, Zuckerwatte, Türkisch Honig? Wäre die Teilnahme an einem Geschicklichkeitsspiel oder der Kauf eines Löslis nicht noch sinnvoller? Immerhin hätte man damit die Chance einen ganz tollen Preis zu gewinnen – vorausgesetzt das Glück wäre einem hold. Nur: sicher ist einem das Glück ja eben nicht. Jenen sowieso nicht, die sonst schon nichts haben ...

Unglaublich, über welches Sackgeld einzelne Kinder an der Chilbi verfügen konnten. Da hatten einige Burschen zehn und mehr Franken bei sich, und ein Jugendlicher aus Hombrechtikon brüstete sich gar damit, einen Hunderter zum Verprassen bei sich zu haben und wies diesen seinen Kollegen zum Beweis vor. Damit konnte er sich gut den lieben langen Tag vergnügen. Frage ist nur, ob man dann überhaupt noch von Vergnügen reden kann. Er habe es von den Eltern, behauptete er. Ob aber geschenkt oder gestohlen, darüber sprach er nicht.

Anstatt mit soviel Geld von Bahn zu Bahn zu rennen genoss ich es lieber, den Figürchen zuzuschauen, die im Rhythmus der Orgel den Takt schlugen oder zumindest dies mit Bewegungen andeuteten. Und auch bei den übrigen Attraktionen verharrte ich ausdauernd und studierte das Verhalten einzelner Leute: der Männer beispielsweise, die am Hau-den-Lukas voll Ehrgeiz den Umstehenden zeigen wollten, welche – zumindest körperliche – Kraft in ihnen steckt, um bei ihnen Bewunderung auszulösen. Oder jene, die mit der Schiffflischaukel den blauen Blachenhimmel derart zum Wallen brachten, dass sich der Schausteller von Zeit zu Zeit genötigt sah, mittels Holzkeilvorschub dem Böötlis etwas Schwung zu nehmen. Amüsant war aber auch, den Vergnügen Suchenden zuzuschauen, wie sie entweder mit angespannter Miene oder aber laut kreischend

in den mit massiven Stossgürteln umrandeten Tütschi-Autos wilde Runden drehten. Dies mit dem einzigen Ziel, entweder heftige Kollisionen zu verursachen oder aber solchen auszuweichen – und dafür gar noch Geld auszugeben.

So schlenderte ich denn von Attraktion zu Attraktion und von Marktstand zu Marktstand, genoss den Duft der weit herum wohl riechenden frisch gebrannten Mandeln, die vielfältigen Auslagen auf den Marktständen und die Lockrufe der Schausteller und Händler. Allen voran jenem des „Billig Jakob“, der mit seinen Präsentationen von hochelastischen Hosenträgern stets eine stattliche Schar Neugieriger anzulocken vermochte. Trotz aller Faszination verlor ich nie mein eigentliches Ziel aus den Augen: das zu finden, für was ich meinen Chilbibatzen ausgeben wollte.

Auf dem Eingangstreppechen eines typischen Zirkuswagens hatte sich ein eher hagerer Mann auffällig postiert und forderte die Menge auf einzutreten, da es hier – wie er lauthals verkündete – die dickste Frau der Welt zu sehen gäbe. Sollten Karl, der nach einem kurzen Abstecher inzwischen wieder zu mir gestossen war, und ich hier reingehen? Wollten wir dafür einen Franken opfern? Immerhin die Hälfte unseres Budgets für den heutigen Tag! Wir überlegten und berieten hin und her. Solange bis der Anheurer den Unentschlossenen etwas nachhalf, indem er darauf aufmerksam machte, dass die Vorstellung nun beginne und dass man diese einmalige Gelegenheit auf gar keinen Fall verpassen dürfe. Und so konnten denn auch wir nicht mehr widerstehen, mussten unseren Gwunder stillen und bestiegen den Wagen, in dem der versprochene Inhalt auf uns wartete.

Drei oder vier schmale Stuhlreihen standen dort bereit. In Fahrtrichtung angeordnet, als wenn uns ein Ausflug geboten würde. Zwei oder drei Leute hatten bereits Platz genommen. Etwas verunsichert und unentschlossen setzten Karl und ich uns in die zweite Reihe und erwarteten nun mit grosser Spannung den Auftritt der Dicken Berta, der offenbar dicksten Frau der Welt.

Nach einigem Warten war es dann endlich soweit. Ihr unmittelbar bevor stehender Auftritt wurde nun von demselben Mann angekündigt, der noch bis vor wenigen Sekunden draussen angeheuert hatte und nun vor die dürftig besetzten Stuhlreihchen trat und um Aufmerksamkeit bat. Dann öffnete sich die Türe zu einem separaten Raum in der Wagenfront, in dem das Vorführobjekt wohl den ganzen Tag untergebracht war und nun im Türrahmen erschien. Beschwerlich watschelte es auf uns Neugierige zu und nahm in Front von uns Zuschauern Platz. Drei Stühle benötigte unsere Dicke Berta, um ihren gewaltigen Hintern ausbreiten zu können. Riesige Fleischmassen verbargen sich hinter ihren übergrossen, ansonsten aber unspektakulären Kleidern. So richtig zum Staunen brachten einem aber die unverhüllten Körperteile: die fetten Arme, die gequollenen Beine und ihr Kopf, der auf dem – einem Wulst gleichenden – kurzen Hals aufgepflanzt war und einem unförmigen Ballon glich, in dem Mund, Nase und Augen zu verschwinden drohten.

Dann stellte sich der Präsentator neben die voluminöse Dame und nannte ihre Personalien sowie die eindrücklichsten Daten über ihr Ausmass und Gewicht: Ihr linker Arm, so meinte er, wiege 24 Kilogramm, ihr rechter 25, das linke Bein 35 Kilo, das rechte 33,5. Vom Gesamtgewicht abgerechnet blieben als Rest für Kopf und Rumpf noch rund 100 Kilogramm – oder so. Was der speckige Kopf oder ihr massiger Vorbau wogen, das verriet der Mann nicht, konnte es ja auch nicht wissen. Deren Gewicht liess sich ja wohl gar nicht feststellen. Nur schon Arme und Beine – so sinnierte ich – liessen sich doch gar nicht echt wägen... Solche und andere Fragen gingen mir durch den Kopf. Etwa: Gibt es einen Laden, in dem man solch grosse Kleider kaufen kann? Wie stabil muss ihr Bett nur sein? Wie ist unsere Berta nur in diesen Wagen gelangt – wie konnte sie sich durch die doch recht schmale Türe zwängen? Hat sie Platz auf einer normalen Toilette? Oder in einer Badewanne? Kann sie sich überhaupt alleine waschen? ...

Um die Hälfte unseres verfügbaren Kapitals ärmer verliessen wir nachdenklich

den Wagen der Dicken Berta und mischten uns wieder unter die Menschenmenge. Nach diesem unvergesslichen Erlebnis wollten wir nun noch irgend etwas kaufen, das wir mit nach Hause nehmen konnten. Während Karl sich bald einmal für einen grossen vielfarbigen Zuckerstängel entschieden hatte, suchte ich nach etwas eher Dauerhaftem. Mir blieb also weiterhin die Qual der Wahl. An einem Stand, auf dem eine bunte Auswahl an Spielzeug schön arrangiert ausgelegt war, entdeckte ich ein kleines Tubakpffeli. Sein Preis: ein Franken. Genau das war's! So ein Glück! Diese Gelegenheit durfte ich mir nicht entgehen lassen, und so schritt ich zur wohl überlegten Anschaffung.

Das Pfeiffenköpflein war aus matt glänzendem rötlich-braunem Holz, ähnlich den Rosskastanien, die wir jeweils unter den Bäumen am Rapperswiler Seequai fanden. Darin eingesteckt war ein Mundstück aus PTT-gelbem Kunststoff. Glücklicherweise, einen solch idealen Kauf getätigt zu haben, begaben Karl und ich uns langsam auf den Heimweg, den wir selbstverständlich nutzen wollten, um den Boden nach Zigarettenstummeln abzusuchen. Denn deren Tabakresten benötigte ich, um damit das Pfeiffchen abzufüllen. Solche Stummel zu finden war aber gar nicht so einfach, da es seinerzeit nicht üblich war, Abfälle einfach auf die Strasse zu werfen. Grössere nahm man – wie es sich gehörte – mit, kleinere liess man durch die Öffnungen entlang der Randsteine oder durch die Dohlendeckel in der Kanalisation verschwinden. Trotzdem war unsere Suche erfolgreich. Nebst zwei beinahe bis auf den Filter abgebrannte Zigarettenstummeln sichteten wir am Strassenrand ein prächtiges Stück eines Rössli-Stumpens. Damit war nicht nur eine einmalige Stopfung möglich, sondern auch der Nachschub für mindestens eine weitere Füllung gesichert.

Nur, was nützt ein schön gefülltes Pfeiffchen schon, wenn es nicht brennt?! So suchten wir denn die Strasse nach einem weg geworfenen Zündholzschächteli ab, in dem vielleicht noch ein oder zwei unbenützte Hölzchen vom ehemaligen Besitzer übersehen worden waren. Leider brachte unsere Intensivsuche kein

Ergebnis. Dafür fiel uns kurze Zeit später ein uns unbekannter Mann auf, der am Wegrand stand und auf etwas zu warten schien. Vermutlich hatte er uns seit einiger Zeit beobachtet. Nach der künstlichen Blume zu schliessen, die im Brusttäschli seines Sonntag-Jopens steckte, musste er ebenfalls an der Chilbi gewesen und dort erfolgreich am Schiessstand aufgetreten sein. So wie er nun vor uns stand, musste man davon ausgehen, dass er die heraus geschossene Trophäe anschliessend ausgiebig gefeiert hatte, denn weder seine Beine noch sein übriger Körper schien er noch unter vollständiger Kontrolle zu haben. Zudem hatte er wohl nicht einmal bemerkt, dass seine Brisago, an der er immer wieder kauend sog, gar nicht mehr brannte. Dieser Mann nun wollte wissen, nach was wir da die Strasse absuchten, ob wir etwas verloren hätten.

Nach einigem Zögern wagten wir es, ihn über unser Vorhaben ins Bild zu setzen. Auf unsere offene und ehrliche Antwort hin lachte der Mann laut und meinte, dass Rauchen doch eigentlich nichts für Kinder sei. Er verstehe uns aber, sei auch mal jung gewesen. Dann griff er in seine Hosentasche, zog ein Schächteli hervor und entnahm diesem einige Hölzer. Diese überreichte er uns, verbunden mit dem guten Rat, dass wir uns beim Schlooten ja nie erwischen lassen sollten. Dann instruierte er uns noch über die richtige Handhabung der Hölzer. Das Schächteli als solches sei zum Feuer machen nicht notwendig, da sich die bläulich-grünen Köpfchen an jeder beliebigen Fläche anzünden liessen, sofern diese genügend rau sei. Und zum Beweis hob der einen Fuss und strich mit einem der Hölzchen über die Ledersohle seines Schuhs. Dabei verlor er beinahe das Gleichgewicht. Und siehe da: es funktionierte auf Anhieb. Maf...maf...maf...– schon gab seine Brisago wieder ein Räuchlein von sich.

Wir bedankten uns und wollten gerade weiter ziehen, als uns der Mann fragte, ob einer von uns beiden noch etwas Sackgeld verdienen wollte. Dazu müsste man ihn nur für eine Minute hinter eine nahe der Strasse gelegene Hecke begleiten. Angst müssten wir keine haben – es sei nichts Gefährliches. In diesem Moment

schoß uns die Ermahnung unserer Eltern durch den Kopf, dass wir uns niemals von fremden Männern irgendwo hin locken lassen dürften, und so lehnten wir das Angebot ab und entfernten uns mit stetig zunehmender Schrittgeschwindigkeit. Erst nach dem Tobelrank, als wir uns völlig alleine wähnten, entzündeten wir das Pfeiffchen, das tatsächlich auf Anhieb funktionierte. Selbstverständlich liess ich auch Karl einen tüchtigen Zug qualmen. Ein herrlicher Geschmack gab das Ding allerdings nicht von sich – vielmehr verbreitete sich in Mund und Hals ein rauher, bitterlicher und reizender Rauch, der ein kurzes Gehüstel verursachte.

Bei unserer Heimkehr erzählten wir begeistert von der Begegnung mit der Dicken Berta. Das Abenteuer mit dem Pfeiffchen hingegen verschwiegen wir wohlweislich und auch die Geschichte mit dem Mann erwähnten wir vorsichtshalber nicht. Schliesslich wollten wir uns ja nicht verschwatzen. Das Pfyffeli aber hielt ich stets in Ehren, versteckt in einer Krimskrams-Schachtel. Was mit ihm später geschehen ist, das weiss ich nicht. Vielleicht existiert es ja noch – irgendwo, vielleicht in irgend einer Schachtel. Oder liegt verloren und unauffindbar irgendwo in jener Gegend, wo es seinen ersten Rauch abgeben durfte. Vielleicht landete es auch tragischerweise auf einer Müllhalde oder im Feuer einer Kehrrichtverbrennungsanlage. Schliesslich ist es ja vergänglich – ganz im Gegensatz zu seiner Geschichte, in der es die Hauptrolle spielte.



Rytschuel, der Inbegriff jeder Chilbi.

Peter, unser Nachzügler

In die Blumenberg-Zeit fällt auch die Geburt meines zweiten Bruders Peter. Er kam, als sogenannter Nachzügler, am 2. August 1957 zur Welt. Nachzügler deshalb, weil die Altersdifferenz zu uns Geschwister relativ gross ist: zu Margrit beinahe 14, zu mir etwa 12 und zu Karl immerhin noch gut 9 Jahre. Papi war zu jener Zeit im 43. und Mami im 41. Lebensjahr. Seine Geburt fiel ausgerechnet in jene Zeit, als ich im freiwilligen Sommerlager der Ferienkolonie des Bezirks Hinwil im sankt-gallischen Mogelsberg weilte. Anlässlich eines Tagesausflugs informierte mich der Lagerleiter – zufälligerweise mein früherer Dritt- und Viertklasslehrer Hans-Karl Müller – dass ich ein Brüderchen bekommen hätte, das den gleichen Namen habe wie die Höhle, an der wir an jenem Tag vorbei kamen: die Sankt-Peters-Höhle. Ich war sehr überrascht von dieser Nachricht und konnte sie kaum glauben; irgendwie war ich auf dieses freudige Familienereignis gar nicht vorbereitet.

Wenn ich mich noch richtig erinnere, befand sich die Höhle an der Sitter, irgendwo in der Nähe von St. Gallen oder Herisau, wo zu jener Zeit eine grosse Wehrschau der Schweizer Armee statt fand, der wir einen Besuch abstatteten. Gerne hätte ich in späteren Jahren diese Höhle wieder einmal besucht, noch nie aber konnte mir jemand einen nützlichen Hinweis geben der mich zu ihr geführt hätte. So frage ich mich denn auch heute noch: hiess die Höhle wirklich so oder handelte es sich um einen spontanen Scherz unseres Lagerleiters?

Peter wurde im Oktober des gleichen Jahres getauft, und zwar in der Kapelle des Ritterhauses Bubikon, da die Kirche wegen Renovationsarbeiten nicht benutzt werden konnte. Als Götti hatten die Eltern Willy Lüthi auserwählt, einen Herr aus ihrem Bekanntenkreis. Und die Funktion als Gotte hatte Silvia übernommen, eine Tochter unserer Verwandten Irma und Fritz Kägi. Verwandt insofern, als Fritz und unser Vater Cousins waren. Woher unsere Eltern Herrn Lüthi kannten entzieht

sich meiner Kenntnis; ich nehme aber an, dass es sich bei ihm – wie bei meinem Vater – um einen rückgekehrten Auslandschweizer handelte, da sein komisch klingendes Schweizerdeutsch ziemlich stark von einem unverkennbaren deutschen Akzent geprägt war.

Das Taufeessen fand, wie dies zu jener Zeit bei nicht besonders begüterten Leuten üblich war, zuhause statt. Mutter bereitete für diesen besonderen Tag einen ihrer weit herum gerühmten Kartoffelsalate zu. Dazu gab's Schüfeli oder Schinkli, gemischten Salat und zum Schluss einen feinen Dessert sowie für die Erwachsenen einen Filterkaffee oder auf Wunsch einen koffeinfreien Café Hag. Gross und Klein genoss diesen wahren Festschmaus!

Peter war ein lustiges und stets fröhliches Kind, das unserer Familie – aber auch den Nachbarn – viel Freude bereitete. Einerseits hat so ein Nachzügler für die älteren Geschwister den Nachteil, kein ebenbürtiger Spielkamerad sein zu können, andererseits bietet er ihnen die Möglichkeit, seine Entwicklung intensiv beobachten, erleben und geniessen zu können. Man kann ihn bäbele, schöppele, wiegele, beruhigen, belehren, korrigieren oder an ihm herum nörgel – und für den unangenehmen Teil einfach der Mutter übergeben.

Peter hatte das Glück, im Töchterchen unserer Nachbarn auf der gleichen Etage eine Spielgefährtin gefunden zu haben, mit der er während ein paar Jahren beinahe wie Brüderchen und Schwesterchen aufwachsen konnte. Und die Eltern dieser Beatrice, die Vogelsangers, hatten Peter gar so in ihr Herz geschlossen als wäre er ihr eigenes Kind. Davon zeugen auch die späteren Jahre, als die Familie Vogelsanger längst von Wolfhausen weggezogen war: Josi und Walter, die sich inzwischen einen Kleinwagen zugelegt hatten, besuchten unsere Eltern regelmässig und schwärmten dabei jedes Mal von Peter, erkundigten sich nach seinem Wohlergehen und hinterliessen liebe Grüsse für ihn.

Manch' erheiterndes Erlebnis aus jener Zeit verbindet mich mit meinem jüngeren Bruder. Weniger lustig war allerdings jener Nachmittag, an dem mir Mami den Peter anvertraute, um ihn im Kinderwagen spazieren zu fahren. Weil der kleine Fahrgast vor Freude quietschte, wenn ich den Wagen von mir weg stiess, um ihm dann nach zu rennen und wieder aufzufangen, kam mir die Idee, dies einmal am Sennereiweg auszuprobieren. So liess ich dort den „Schesewage“ – so nannten wir den Kinderwagen – selbständig das steile, unten aber ins Flache laufende Strässchen hinunter rollen. Statt schön gerade aus, begann das Gefährt aber schon nach einigen Metern seitlich abzudriften und drohte in die Häuserreihe der Kafigasse zu prallen. In panischer Angst versuchte ich mit einem Spurt den Wagen noch einzuholen.

Dies gelang mir zwar nicht – und trotzdem hatte ich irgendwie Glück: Das Gefährt kippte und sein gesamter Inhalt entleerte sich auf das Strässchen. Peter schrie aus voller Kehle und lockte damit ein paar ältere Anwohnerinnen ans Fenster ihrer Behausung. Zu helfen gab's allerdings nichts: der kleine Peter war glücklicherweise mit dem Schrecken davon gekommen. Nun galt es – und zwar in der richtigen Reihenfolge – den Wagen wieder mit dem Inhalt auszustatten und den Fahrgast bis zur Heimkehr so zu beruhigen, dass die Mutter nichts davon merken sollte. Denn kaum auszumalen, was für ein Donnerwetter mich andernfalls erwartet hätte. Im schlimmsten Falle wären mir weitere Spritzfahrten mit dem kostbaren Passagier wohl für längere Zeit untersagt worden.



Hinter dem Haus: Margrit mit dem kleinen Peter im „Schesewage“ (Sommer 1958)



Peter mit Spielgefährtin Beatrice (ca. 1959/60)



Die Taufe-Gesellschaft:

Stehend, von links nach rechts: Papi, Mami, Heidi Iten (Freundin von Margrit), Frl. Ruf (Haushalthilfe), Margrit, dahinter Onkel Fritz, Silvia (Gotte von Peter und Tochter von Onkel Fritz/Tante Irma), Heinz (Sohn von Onkel Fritz/Tante Irma), Willi Lüthi (Götti von Peter). Vorne kauern: Karl (rechts) und ich.
 Nicht auf dem Bild ist Tante Irma, die vermutlich als Fotografin wirkte.



Mutter und Peter in der Stube vor dem „modernen“ Röhren-Radio (Winter 1957/58)



Peter im Laufgitter, liebevoll von Mami betreut (Sommer 1958)



Der stets lustige und fröhliche Peter (Winter 1958/59)

Die falsche Modelleisenbahn

Die Stockers, die über uns wohnten, hatten drei Kinder: zwei Buben und ein Mädchen. Das älteste, der Marcel, war etwa im selben Alter wie unser Karl. Er und sein Bruder Armin waren gemeinsam stolze Besitzer einer prächtigen Modelleisenbahn der Marke „BUCO“. Herr Stocker verkaufte nebenberuflich die Produkte dieses Herstellers und war, da er den Beruf eines Feinmechanikers ausübte, auch in der Lage die meisten Reparaturen daran selbst auszuführen. Die gut ausgebaute und äusserst robuste Eisenbahnanlage der Stocker-Buben faszinierte Karl und mich auf Anhieb; nur allzu gerne hätten auch wir solch' tolles Spielzeug gehabt. Und so trugen wir unseren Eltern bald einmal den Wunsch vor, uns doch zu Weihnachten eine kleine Grundausstattung schenken zu mögen. Diese Idee stiess bei ihnen allerdings nicht gerade auf offene Ohren. Hartnäckig vertraten sie nämlich die Ansicht, eine Spielzeugeisenbahn von „Märklin“ wäre – wenn schon – doch einiges sinnvoller, da diese in einem kleineren Massstab (Spur H0) gebaut sei, was bei unseren nicht allzu grosszügigen Platzverhältnissen unbedingt zu berücksichtigen sei. Zudem, so meinten sie, biete Märklin eine viel grössere Auswahl an Schienen- und Rollmaterial sowie Zubehör als BUCO mit ihrer breiten 0-Spur. Und ganz so nebenbei: BUCO-Produkte waren nicht nur viel grösser und massiver, sondern auch wesentlich teurer als diejenigen von Märklin.

Karl und ich liessen aber nicht locker und gaben den Eltern zu verstehen, dass für uns nur eine BUCO in Frage käme, und wir mit einer Märklin-Eisenbahn schlicht nicht spielen würden. Und so griffen Mami und Papi notgedrungen in die tiefste Tiefe ihrer Taschen und erfüllten an Weihnachten unseren sehnlichsten Wunsch. Unter dem von Kerzen hell erleuchteten Christbaum lag neben kleineren auch ein ziemlich grosses in Geschenkpapier gehülltes Paket. Es fiel uns nicht schwer zu errahnen, was sich in diesem Paket versteckt halten könnte. Und was wir erhofften wurde Tatsache: Karl und ich wurden plötzlich zu stolzen Besitzern einer tollen Erstausrüstung, bestehend aus einer Lok und drei Güterwagen, einem ovalen

Schienenstrang und einem Transformer. Da wir unserer Eisenbahn fortan unzählige Betriebsstunden ermöglichten, wähten sich auch unsere Eltern glücklich über ihren Kaufentscheid und schenkten uns bereits zu Ostern zusätzliche Schienen, ein Weichen-Paar mit einem kleinen Stellwerk und eine automatische Barriere.

Die Begeisterung und immense Freude an der so geliebten Eisenbahnanlage wich – trotz einiger weiterer Zukäufe – im Laufe der Zeit aber immer mehr, und es kam der Wunsch in uns auf, doch lieber eine Märklin zu besitzen. Denn inzwischen mussten wir uns eingestehen was wir zuvor ja schon wussten: Märklin verfügte – ganz im Gegensatz zu BUCO – über eine beinahe unendliche Auswahl an Schienen- und Rollmaterial, Ausrüstungsteilen und Zubehör. Zudem waren praktisch sämtliche Utensilien für eine naturgetreue Umgebungsgestaltung – sei es von „Faller“ oder anderen Anbietern – massstabgetreu auf die Spur H0 zugeschnitten: Häuschen, Bahnhöfe, Kirchen, Brücken, Seilbahnen, und, und, und. Diese leider etwas späte Einsicht ging letztlich soweit, dass wir unseren Eltern gar Vorhaltungen wegen ihrer seinerzeitigen Nachgiebigkeit und ihres Kaufentscheides machten. Wie muss das Mami und Papi weh getan haben! Für sie bedeutete der Kauf dieses Weihnachtsgeschenks eine sehr hohe Investition, die den Rahmen ihrer finanziellen Möglichkeiten sicherlich sprengte. Nun, wie lautet eine alte Weisheit?: „Undank ist der Welten Lohn“.

Da niemand mehr mit der BUCO spielen wollte, wurde sie – in einen grossen geflochtenen Koffer verstaut – im Estrich gelagert. Jahre später, als wieder einmal eine Räumung infolge Züglete anstand, übergab ich sie meinem Freund Gottfried, im Tausch gegen zwei wunderschöne Märklin-Loks. Wir waren froh, diese nicht mehr erwünschte Eisenbahn, die uns nur Platz versperrte, endlich los zu sein und für sie bei Gottfried ein Plätzchen gefunden zu haben, wo sie nicht nur echte Zuneigung fand, sondern – alleine schon aus Sicht von Technik und Mechanik – auch in fachmännisch besten Händen war.



Die BUCO. Spätere Nachstellung mit einem Teil unserer Originalausrüstung, beinahe 50 Jahre später beim neuen Besitzer Gottfried Tschumi.



Die Lok beim Passieren einer Weiche. Besonders zu beachten die robusten Blech und Metallteile.

Heisse Sommertage

Während der Primarschulzeit kamen wir Kinder schon vor den eigentlichen Sommerferien in den Genuss einzelner schulfreier Tage, sogenannter Heuferien. Waren in der Zeit ab Anfang Juni von der Meteorologischen Zentralanstalt heisse Tage angekündigt, und wurde diese Voraussage – so nehme ich an – von einem Schulpfleger als realistisch beurteilt, so erwartete uns Schüler am Morgen vor Schulbeginn eine – eigentlich erhoffte und dennoch überraschende – Mitteilung: Nachdem die Schar von Mädchen und Buben vor dem Schulhaus auf Einlass wartete, öffnete sich die schwere Eingangstüre plötzlich von innen. Einer der beiden Lehrer erschien im Türrahmen, stellte sich gut sichtbar auf das Podestchen unter dem überdachten Eingangsbereich und verkündete, wohl mit einer gewissen Eigenfreude, dass an diesem Tag – und wenn wir Glück hatten auch gleich am nächsten – keine Schule stattfinde, also Heuferien seien. Da zu jener Zeit die wenigsten Familien über einen Telefonanschluss verfügten, war diese Art der kurzfristigen Information gang und gäb. Dass die Schülerschaft ob solcher „Einlassverweigerung“ die Köpfe nicht hängen liess, versteht sich von selbst. In alle Richtungen schlenderten die Kinder wieder zurück nach Hause.

Der eigentliche Zweck solcher Heuferientage war aber nicht etwa, der erhöhten Temperatur im Schulhaus auszuweichen, denn dieses war mit seinen dicken Mauern recht gut gegen Hitze geschützt. Viel eher war da die Meinung, dass wir jungen Leute den Bauern bei ihrer strengen Arbeit helfen sollten, so wie das die Bauernkinder ganz selbstverständlich tun mussten. Denn bei den seinerzeit noch meist kleinen und wenig mechanisierten Höfen war jede Hand gefragt um das trocknende Gras zu zetteln, das lockere, wohlriechende Heu zu maden und mit der Gabel mühsam auf den Heuwagen zu hieven. Meist blieben aber die Bauernkinder bei diesen Arbeiten unter sich. Die Mehrzahl der Schüler genoss solche Ferientage anderweitig. Viele, darunter meistens auch ich, zogen es vor, sich im kühlenden Nass des nahe gelegenen Egelsees zu vergnügen.

Der Egelsee liegt, auf halbem Weg nach Rüti, gut einen Kilometer vom Dorfzentrum Wolfhausen entfernt. Mit einer Länge von etwa 300 und einer Breite von etwa 200 Metern wäre die Bezeichnung Seelein wohl zutreffender. Eingebettet in einer sanften Mulde, umsäumt von sumpfigem Ried mit Schilf, Sträuchern und einzelnen Bäumchen bildet der Egelsee ein einziges grosses Biotop, eines der zahlreichen Juwelen des Zürcher Oberlandes. Die meisten Leute in der Gemeinde nannten das Gewässer aber nicht Egelsee sondern „Nägelisee“ oder kurz „Nägi“. Wollte man Gerüchten Glauben schenken, so stammt der Übername von einem Herrn Nägeli ab, einem Pöstler aus der Umgebung, der Jahre zuvor in diesem Seelein auf mysteriöse Art und Weise ertrunken sein soll. Gelesen habe ich dies nie irgendwo, aber: an den meisten Gerüchten ist bekanntlich etwas Wahres dran. Dass der Egelsee seinen richtigen Namen zu Recht hat, war leicht nachzuprüfen: Blutegel liessen sich darin sehr einfach finden – in den seichten Stellen der Uferzone.

Der Egelsee verfügt, sieht man von einigen Entwässerungs-Rinnsalen aus den umliegenden Wiesen ab, über keinen eigentlichen Zufluss. Einzelne Leute behaupteten allerdings, er werde von einer unterirdischen Quelle gespeisen, was mir zwar möglich, aber nicht sehr plausibel schien. Andere wiederum erklärten, dass das Seelein über den am östlichen Ufer gelegenen Verbindungsgraben vom Kämmoosweiher gespeist werde und damit eine Art von Ausgleichsbecken bilde. Diese Version schien mir realistischer zu sein, floss doch das Wasser in diesem Bach an einigen Tagen in die eine, an anderen wiederum in die entgegengesetzte Richtung. Hier, bei der Einmündung des Verbindungsbaches, befand sich unsere Badi: ein eingezäuntes Territorium mit zwei dunkelbraun gestrichenen barackenähnlichen Garderobengebäuden, in die der Kassenschalter und ein Kiosk integriert waren.

Allein schon der Weg zur Badi war ein Erlebnis. In der Regel durfte ich eine Weile nach dem Mittagessen starten, dann etwa wenn der Vater wieder zur Arbeit

weggegangen war. Nur während der Sommerferien erlaubte die Mutter hin und wieder, dass ich bereits am Vormittag gehen und über Mittag dort bleiben durfte. Vereinzelt nahm ich auch meinen Bruder Karl mit, beziehungsweise musste ihn auf sein Drängen hin mitnehmen. Üblicherweise hatte ich mich vorgängig noch mit einem oder zwei Mitschülern verabredet. Dann ging's, selbstverständlich während des ganzen Sommers barfuss, durchs Dorf in Richtung Geissberg-Wald, der uns für einige Minuten willkommenen Schatten spendete. Ausgangs Wald ging's ein stotziges Weglein hinab, von dem aus man einen wunderbaren Ausblick auf den Nägi und seine Umgebung geniessen konnte. Danach führte ein nur bei Trockenheit begehbarer schmaler Trampelpfad in vorsichtiger Entfernung zum Seelein durch das Ried. Der torfige Untergrund dieses Pfades federte wohltuend unter den Füßen und animierte zum Hüpfen und zu sprungartiger Fortbewegung. Und wenn dann noch an einzelnen Stellen die warme Moorbrühe zwischen den Zehen herauf quoll, so war das Vergnügen perfekt. Auf die Idee, den Pfad zu verlassen, kam man schon gar nicht, denn links und rechts davon bestand das Ried aus einer Unzahl braun und regenbogenfarbig schimmernden Gräbchen und Tümpelchen. Man konnte ja nie wissen, ob man auf einer morastigen Stelle einsinken würde.

Die vermeintlich festen Flächen und unzähligen schuhgrossen Inselchen im Ried waren von einer eher karg wirkenden Pflanzenwelt bedeckt, in der während Wochen die silberweiss schimmernden „Geissenbärte“ dominierten. Auf Distanz glichen sie einem seidenen Teppich, der die Moorlandschaft zierte. Flimmernde Mittagshitze lag bisweilen über der absolut windstillen Landschaft, die von feingliedrigen Libellen nach Delikatessen abgesucht wurde. Für eine Weile fühlte man sich wie in eine andere Welt versetzt. Nur das Zirpen der Grillen aus der nahe gelegenen Wiese, das gelangweilte Quaken einzelner Frösche oder das aufgeregte Kreischen eines Vogels begleiteten die wohlige Ruhe. Der Blick auf das Seelein blieb einem beinahe auf der ganzen Länge des Pfades verwehrt; nur durch die wenigen kleinen Lücken im Schilfgürtel zeigte sich das ruhige Wasser.

Bald einmal war man beim Brücklein angelangt, das über den Verbindungsgraben führte und damit beim Eingang zu unserer Badi, wo man an der Kasse von Frau oder Herrn Zweifel, dem Bademeister-Ehepaar, freundlich begrüsst wurde. Eine hölzerne Treppe führte nun auf die etwa einen Meter über dem Boden liegende aus Brettern gezimmerte Plattform, über die man zu den im Innern etwas düsteren Garderoben gelangte. Boden, Wände, Decke – alles aus Holz gebaut und rundum über die ganzen Längen Holzbänke. Darüber, in gleichmässigen Abständen voneinander, metallene Kleiderhaken.

Leibchen, Hose und Unterhosen waren schnell einmal deponiert. Wohin aber mit dem Batzen, den man hin und wieder von zu Hause mitbekommen hatte? Da gab's nicht viel anderes als diesen einem Freund oder Kollegen anzuvertrauen, der über eine Badehose mit verschliessbarem Täschli verfügte. Das Geldstück einfach irgendwo zu verstecken war zu riskant, suchten doch immer wieder gewisse Leute in diebischer Absicht in den offenen Umkleideräumen nach solchen. Nicht nur in fremden Hosentaschen, Socken und Schuhen, sondern – dies allerdings erlaubterweise – auch unter dem Garderobentrakt, unter dem man problemlos durchrobben konnte. Manchmal lohnte es sich gar dies zu tun, fiel doch immer wieder mal einem Badegast beim Umziehen die eine oder andere Münze durch die relativ breiten Spalten zwischen den Bodenbrettern.

Das Bad bestand aus drei Bereichen, eingeteilt nach Schwimmkünsten. Für Anfänger stand der „Bretterboden“ zur Verfügung. Dieser grenzte direkt an den Verbindungsbach mit dem Brücklein, und war gegen diesen aus Sicherheitsgründen mit einem runden schwimmenden Balken abgegrenzt. Wie der Name sagt, bestand dessen Boden aus Brettern, die stets mit einem dünnen Belag aus Algen überzogen und deshalb etwas glitschig waren. Die Wassertiefe variierte je nach Wetterphase zwischen etwa einem halben und einem Meter. Nach schweren Regenfällen allerdings konnte der Pegel so hoch steigen, dass selbst das angrenzende Areal unter Wasser stand. Andererseits mag ich mich an

einen Sommer erinnern, wo der Wasserstand so niedrig war, dass der Bretterboden sich in trockenem Zustand präsentierte. In diesem Teil der Badi tummelte sich vor allem die jüngere Schülerschaft. Stundenlang kämpfte man im warmen Nass als Pferd und Reiter gegeneinander, bespritzte sich gegenseitig, übte sich im Handstand und tauchte einem oder mehreren in Kolonne aufgestellten Kameraden zwischen den gegrätschten Beinen durch – eigentlich so, wie es die Kinder wahrscheinlich heutzutage noch tun. Nur: wir vergnügten uns auf einer Unterlage aus Holz, und dies in moorhaltigem und fischreichem Wasser – schon dazumal eine grosse Rarität.

Neben dem Bretterboden, ebenfalls abgegrenzt durch einen schwimmenden mit Ketten verankerten Rundbalken, befand sich der „Kanal“. Der Kanal war ein kurzer Verbindungsteil zwischen Bretterboden und dem eigentlichen See, den wir „s Tüüf“ nannten. Der Kanal war nur für Schwimmer geeignet, da er normalerweise eine Wassertiefe von gut zwei Metern aufwies. Zu Fuss gelangte man zu ihm über einen auf Pfählen stehenden grossen Holzrost. Das gegenüberliegende Ufer war mit Pfählen und Brettern befestigt, die im Laufe der Zeit allerdings morsch geworden und teilweise zerfallen waren. Auf jener Seite war es beinahe unmöglich ans Ufer zu klettern, war dieses doch intensiv mit Schilf und andern Wasserpflanzen bedeckt. Der Untergrund des Kanals bestand, wie der des ganzen Sees, aus weichem lockerem Material und galt als „bodenlos“. Sprang man, die hängenden Arme an den Körper gepresst, Fuss voran in diesen Kanal, so gruben sich die Beine in den tiefen Morast – ein zwar wohliges und doch irgendwie komisches Gefühl.

In diesem Kanal übrigens lernten jene Schüler der dritten oder vierten Klasse das Schwimmen, die es bis dahin noch nicht beherrschten. Begonnen wurde eine solche – im Rahmen des Turnunterrichts durchgeführte – Lektion mit den für das Schwimmen typischen Arm- und Beinbewegungen, die von der ganzen Gruppe im Trockenen stehend synchron eingeübt wurden. Danach erhielten die

Nichtschwimmer von Lehrer Müller einen weissen Korkgurten um den Bauch verpasst, mussten ins Wasser steigen und das Gelernte dort in die Praxis umsetzen. Dabei wurden sie auf Wunsch von einem des Schwimmens kundigen Mitschüler begleitet. Hatte ein Lernschwimmer sehr grosse Angst, so befestigte der Lehrer, der die Aktivitäten – selbstverständlich rettungsbereit – stets vom Land aus beaufsichtigte, an dessen Schwimmgurt ein dünnes Seil. Die Gewissheit des zum Lernschwimmer „Verurteilten“, über das Seil direkt mit dem Lehrer verbunden zu sein, gab diesem soviel Sicherheit, dass er Angst und Verkrampfung verlor und meist in kürzester Zeit zur Gilde der Schwimmer gehörte.

An diesen Kanal habe ich aber auch eine etwas schreckliche Erinnerung. In meinen ersten Schuljahren durften Karl und ich einige Male mit unseren Eltern in die Badi. An einem jener Tage hatte ich den Auftrag auf Karl aufzupassen, der zu jener Zeit noch im Kindergartenalter war. Er, mein Freund Charly und ich spielten auf dem Holzrost am Rande des Kanals. Plötzlich war Karl spurlos verschwunden. Er musste, von uns unbemerkt, ins Wasser gefallen sein. Aufgeregt suchten unsere Blicke das Wasser des Kanals ab. Da! Unter Wasser strampelte ein heller Körper. Dicke Luftblasen blubberten an die Oberfläche. Das musste Karl sein! Charly und ich waren noch nicht derart gute Schwimmer, dass es für einen Rettungsversuch gereicht hätte. Zudem war ich für einen Moment wie gelähmt. Charly hingegen, seinem Naturell entsprechend, reagierte blitzschnell, schrie so laut er konnte „Hilfiooo! – hilfiooo! – hilfiooo!“. Innert Sekunden kamen Burschen im Oberstufenalter angerannt. Einer von ihnen pfeilte mit einem Hechtsprung ins Wasser, hatte Glück, konnte den Ertrinkenden sofort ergreifen und unter Mithilfe seiner Kameraden auf den Bretterrost heben. Glück im Unglück: Karl war nichts Schlimmeres passiert, hatte nur tüchtig Wasser geschluckt, das er wieder erbrechen konnte. Alle waren sich aber bewusst, dass die Geschichte schlimm hätte ausgehen können, da im moorhaltigen Wasser des Nägelisees bereits ein Meter unter dem Wasserspiegel kaum mehr Sicht ist und man sich nur noch vortasten kann.

Im „Tüüfe“, dem eigentlichen See, hielt sich die Mehrheit der sicheren Schwimmer auf. Ein schmaler „Dschungelpfad“ führte durch hohes und dichtes Schilf zu einem auf metallenen Schwimmkörpern befestigten Holzlattenpodest. Anders als das fast hundert Meter im See draussen verankerte Floss war dieses Podest mit Stahlseilen am Ufer befestigt. Auf ihm fanden jeweils die Kräfterennen unter den älteren Schülern statt, denn es gehörte zur Tradition, von Zeit zu Zeit möglichst viele Kollegen – ahnende oder nichts ahnende, solche mit nasser oder mit trockener Haut – ins Wasser zu befördern. Als Unterlegener rächte man sich dann umgehend, indem man vom Wasser aus den Sieger bespritzte. Auf die Gefahr hin allerdings, dass dieser plötzlich seine Kämpferei abbrach, ins Wasser hechtete und einem zur Rache für eine Weile unter Wasser drückte.

Hier fanden auch die unzähligen Wetten statt, wer am weitesten in Richtung des Flosses unter Wasser schwimmen konnte. Die zuletzt getauchte Distanz markierte man – so quasi als lebende Boje – gleich selbst. „Eigenartigerweise“ verschob sich diese, während der Herausforderer tauchend zu ihr unterwegs war, meist noch etwas weiter in den See hinaus. Ein B'schiss, der im Wasser schlicht nicht nachweisbar ist. Bei solchen Gelegenheiten machte ich jeweils die interessante Beobachtung, dass Schwimmende unter Wasser ausnahmslos in einem Bogen nach links abdrifteten. Vielleicht – so fragte ich mich viele Jahre später – steht die Tatsache, dass Rundstreckenrennen praktisch aller Sportarten im Gegenlauf des Uhrzeigers ausgetragen werden, im Zusammenhang mit diesem Phänomen.

Eine andere Herausforderung war das Muscheltauchen. An gewissen Stellen fanden sich ovale Muscheln, bemühte man sich nur, bis hinab auf den Grund zu tauchen. Eine ausgewachsene Muschel hatte eine Schalenlänge von rund 15 Zentimeter und war aussen dunkelbraun bis schwarz. Je kleiner, also jünger eine Muschel war desto heller ihr Schalenkleid. Sehr junge Müschelchen waren nur einige Zentimeter lang und mit gelblich-beiger Schale. Parallel zum Umriss verlaufende Streifen in der Oberfläche der Muschelschale erinnerten an Jahrringe,

wie man sie von Baumstämmen her kennt. An ihnen lässt sich wohl ebenfalls das Alter des Tieres ablesen. Lebende Muscheln zogen ihre Schalen derart stark zusammen, dass es nicht möglich war, diese – selbst mit aller Kraft – auseinander zu reißen; eher brachen Schalenstücke ab, als dass sie sich öffnen liessen. Die sehr grossen Muschelschalen waren in der Regel weit geöffnet und leer, ihr Bewohner offenbar verstorben. Solche verlassenen, äusserlich dunkelbraunen bis schwarzen Schalen zeigten ihre faszinierende Innenseite: ein Belag aus wunderschönem Perlmutter, mit einem sanften Schimmer von Regenbogenfarben.

Bei unseren Tauchwettbewerben ging's jeweils darum, möglichst viele Muscheln in einem einzigen Tauchgang zu bergen. Viele Tauchgänge endeten ergebnislos; immer wieder aber gelang es dafür, gleich mehrere dieser sonderbaren Schlambewohner einzusammeln. Dazu brauchte es allerdings etwas Gespür und Glück, um „Nester“ – also Orte kleinerer Ansammlungen – rasch aufzuspüren. Zudem musste man in der Lage sein, unter Wasser die Luft lange anhalten zu können. So griff man, kopfüber, mit den Händen und Armen tief in den Morast und suchte diesen blindlings ab – ruhig, ohne Hektik, möglichst entspannt, wie im Halbschlaf. Nur so war es möglich, sich eine rechte Weile in dieser etwas kühleren Unterwasserwelt aufzuhalten, die sich infolge der aufwirbelnden Moormasse zusätzlich verdunkelte.

Es war der Ehrgeiz eines jeden Mitstreiters, nicht mit leeren Händen aufzutauchen, und so blieb man bis zur allerletzten Sekunde unter Wasser. Manchmal hatte man Glück: konnte eine Muschel ergreifen, eine zweite, eine dritte, eine vierte... . Hatte offenbar in eine Kolonie, eben ein „Nest“, gegriffen. Schob die Wasserbewohner vorne in die Badehose. Suchte weiter, selbstverständlich mit dem Gedanken einen neuen Rekord zu erzielen. Tauchte schliesslich hastig auf, schnappte in allerletzter Hunderstelssekunde kräftig nach Luft, schwamm an den Ausgangspunkt zurück – in jeder Hand eine Muschel – und legte diese auf die Plattform. Stolz griff man dann in die Badehose, holte eine

weitere Trophäe hervor, und noch eine, und noch eine, Reihte sie vor den Augen der staunenden, vereinzelt auch etwas neidischen „Konkurrenten“ nebeneinander auf. Besonders schöne leere Exemplare nahm man manchmal nach Hause, versehrte warf man, zusammen mit den lebenden Exemplaren, sofort wieder in den See. Selbstverständlich verteilt an Stellen, wo sie andere Taucher nicht so schnell wieder finden sollten.

An schwülen Tagen braute sich oft schon am späteren Nachmittag ein Gewitter zusammen. Ein frischer Wind aus Westen und rasch heran nahende dunkle Wolken bewogen die Badegäste das Wasser zu verlassen. Und spätestens wenn es in der Ferne zu blitzen und zu donnern begann, verliessen die Leute die Badi fluchtartig. Obwohl man uns eingebläut hatte, wie gefährlich dies sei, galt es als besonderes Vergnügen, aber auch als Mutprobe, zu Beginn eines solchen Unwetters in den See zu steigen. Herrlich warm war's dann im Wasser, und unangenehm empfand man die vergleichsweise kalten Regentropfen, die auf Kopf und Buckel hernieder klatschten. Lange verweilte man im „seichwarmen“ Wasser allerdings nicht, denn gewaltige zuckende Blitze und heftiges Donnern trieben einem früher oder später die Angst ins Genick. Und Mut wich der Vernunft. So ganz offen zeigen wollte man dies allerdings nicht, und so näherte man sich den im Trocknen wartenden Kollegen demonstrativ gemächlichen Schrittes, um als Held und nicht als Angsthase eingestuft zu werden. Dort wartete man unter dem schützend ausladenden Vordach der Umkleidekabinen auf das Ende des Tropfengetrommels. Genoss den sich rasch abkühlenden Luftstrom. Und den Geruch einer Mischung von Moor, Schwefel und Staub, manchmal auch angereichert mit dem eigentümlich chemisch riechenden Duft der braunen Brühe, mit der die staubigen Nebenstrassen im Hochsommer bespritzt wurden.

Eigentlich war das Betreten der gesamten Uferzone des „Tüüfe“ verboten. Einige Eingeweihte wussten trotzdem von einem Plätzchen am westlichen Ende des Sees, das aus schlammigem Moor bestand. Bis einen Meter tief konnte man in

diesem prächtigen Schlammtümpel herum pflotschen, dessen oberste Schicht in der heissen Mittagssonne beinahe brodelte. War das eine Wonne, sich darin zu suhlen! Aber wehe wenn der Bademeister mit dem Feldstecher jemanden dort entdeckte. Dann blieb's nicht bei einfacher Drohung; Strafe war in einem solchen Fall zu erwarten. Eine dieser Strafen war das „Fötzele“, was bedeutete, sämtlichen Unrat in der ganzen Badeanlage einzusammeln. Und erst wenn nach erfolgter Kontrolle durch Herrn Zweifel das Ergebnis einwandfrei war, durften wir wieder über unsere Freizeit verfügen, allerdings nicht ohne Androhung eines noch höheren Strafmasses im Wiederholungsfall. Das gleiche konnte einem passieren, wenn man getauchte lebende Muscheln nicht umgehend wieder dem Wasser übergab oder wenn man sich in Seerosenteppichen aufhielt. Oder gar das Ruderschiffchen bestieg, das für Rettungszwecke am Ufer vertäut geduldig schaukelnd auf einen Einsatz wartete.

Negativ am Egelsee waren eigentlich nur die äusserst zahlreichen Brämen, die sich offenbar an moorhaltigen Gewässern ganz besonders wohl fühlen. Unglaublich, wie gewisse Leute von diesen Brämen ganz extrem ins Visier genommen und drangsaliert wurden und deshalb pausenlos damit beschäftigt waren, diese lästigen Viecher totzuschlagen. Zu diesen Personen gehörte leider auch ich. Auf mich hatten sie es – Jahr für Jahr – besonders abgesehen, ganz im Gegensatz zu anderen Leuten, die das Problem fast nur vom Zuschauen kannten. Oft bildete ich – mit einer gewissen Genugtuung – mit den Leichen dieser blutrünstigen Bestien kleine Häufchen. Die Stiche solcher Biester hinterlassen am Körper bekanntlich nicht nur Schwellungen sondern auch beissenden Juckreiz. Nur im Wasser liessen sich die Plagigeister mehr oder weniger fernhalten, auch wenn sie einem gar beim Schwimmen begleiteten und dabei versuchten irgendwo in Hals, Backen oder Stirne zu stechen. So richtig wild auf meine Haut wurden die gemeinen Ekel dann, wenn sich diese im Trocknungsprozess befand. Man sagte, dass jene Leute von ihnen besonders begehrt seien, die dunkle Badekleider trügen, schwarze Haare, süsses Blut oder eine spezielle Ausdünstung hätten.

Nun, diese Schwellungen wie auch der Juckreiz klangen nach einigen Stunden wieder ab. Ganz im Gegenteil zu den Sonnenbränden, von denen ich ein Liedchen singen könnte. Denn immer und immer wieder setzte ich mich gedankenlos – ja geradezu unbekümmert – den lieben langen Tag ungeschützt der Sonne aus. Spürte tagsüber die Verbrennungen ja noch nicht. Erst am Abend, wenn's kühler wurde, zunehmend dann in der Nacht und so richtig intensiv dann am Morgen, wenn ich das Leibchen nur mit grösstem Schmerz über den Buckel streifen konnte. Schmerzen am Morgen, Schmerzen tagsüber, Schmerzen am Abend. Kaum mehr einschlafen vor lauter Schmerz. Nur schon der Gedanke, dass mir jemand auf die Schulter klopfen könnte, löste in mir Panik aus. Und oft, wenn mir ein Bursche entgegen kam, wechselte ich auf die andere Strassenseite um einer allfälligen Berührung zum vorne herein aus dem Wege gehen zu können.

Einmal hatte die Verbrennung die Haut derart zerstört, dass man das rohe Fleisch sah und ich genötigt war, dem Doktor einen Besuch abzustatten. Da halfen eben Mehl, Yoghurt, Speiseöl oder irgend eine Salbe nichts mehr. Da kamen mir die ständigen Ermahnungen und Ratschläge der Mutter pausenlos in den Sinn und ich schwor mir „gopferteckel“, Zeit meines Lebens nie mehr einen Sonnenbrand einzufangen. Doch schon im nächsten Jahr passierte es wieder. Zeit heilt zwar Wunden – lässt Schmerz aber offenbar allzu schnell vergessen.



Der Egelsee mit Blick gegen Süd/Süd-Ost mit den Glarner Alpen und auf die Uferzone, über die unser federnder Trampelpfad führte.
Ölbild von Gustav Meienhofer, 1962
(aus Bubikon-Wolfhausen: Zwei Dörfer – eine Gemeinde).



Auf der Plattform im „Tüüfe“, mit Blick auf das Floss und den Geissberg-Wald, hinter dem Wolfhausen liegt. Von hier aus fanden unsere Muschel- und anderen Tauchgänge statt. (aus Bubikon-Wolfhausen: Zwei Dörfer – eine Gemeinde).



So etwa sahen die Muscheln aus, nach denen wir tauchten. Links ein kleines junges Müschelchen, rechts eine alte Muschel, die in der Regel leer war, da deren Bewohnerin verstorben war.

Die schwarze Rose

In einen unserer beiden Nachbarblöcke zog eines Tages eine Familie Zweifel ein – Vater, Mutter und deren etwa dreissigjähriger alleinstehender Sohn Gilbert, der schon nach kurzer Zeit am Bächli, also in unmittelbarer Nähe des Quartiers, mit dem Aufbau einer Hühnerfarm begann. Eines Abends weilte dieser Gilbert bei meinem Vater zu Besuch, da er mit ihm etwas zu besprechen hatte. Wenn ich mich richtig erinnere ging's darum, dass Papi für ihn nach Feierabend am Arbeitsplatz in der Schulthess eine kleinere Schweiss-Arbeit ausführen sollte – ein Gefallen, den er guten Bekannten jeweils gerne erwies. Niemand hatte etwas dagegen, dass ich mich – etwas neugierig – schnell einmal als Zuhörer zu diesem Gespräch gesellte. Und so wurde mir das Glück zuteil, einiges Interessantes aus dem Leben dieses Gilbert zu erfahren.

So erzählte uns der etwas hager wirkende Mann, dass er vor seinem Umzug nach Wolfhausen im Glarnerland gelebt habe. In einem alten Haus, das nicht einmal über elektrisches Licht verfügte, so dass er bei Dunkelheit im Schein einer Petrollampe habe lesen und arbeiten müssen. Das sei eine grosse Belastung für die Augen gewesen. Anders als in unseren modernen Wohnungen, wo die Kinder ihre Schulaufgaben in so komfortablen Beleuchtungsverhältnissen erledigen könnten. Trotzdem sei er Pilot geworden. Militärpilot. Dürfe und könne nun aber nicht mehr fliegen, da er mit seinem Kampfjet – ein Vampire oder eine Venom – abgestürzt sei, sich aber glücklicherweise mit dem Schleudersitz habe retten können. Dabei sei er ziemlich schwer verletzt worden, so dass er heute teilinvalid sei. Nun baue er sich hier eine Hühnerfarm auf, mit der er seinen weiteren Lebensunterhalt sicher stellen könne. Selbstverständlich erhalte er auch Leistungen der Militärversicherung.

Und dann verriet er uns ein Geheimnis, das uns beinahe unglaublich erschien. Gilbert erzählte uns, dass er an seinem früheren Wohnort in seiner Freizeit Rosen

gezüchtet habe. Dabei sei es ihm – wahrscheinlich als bisher einzigem Menschen – gelungen, eine tief schwarze Rose zu züchten. Nie zuvor habe dies jemand zustande gebracht. Als er und seine Eltern in den Blumenberg umgezogen seien, habe er im neuen Garten das Plätzchen ausgesucht, wo sein einzigartiger Rosenstock sein neues Zuhause finden sollte. Dann sei er ins Glarnerland gefahren um dieses einmalige Zuchtwerk abzuholen. Nur: als er dort angekommen sei, hätte der Bagger den Garten bereits zerstört: umgewühlt, weggeschaufelt. Er habe – trotz intensiver Suche – den Rosenstock nicht mehr wiedergefunden. Damit sei seine einzigartige Pflanze, durch die er wohl sehr berühmt geworden wäre, auf immer und ewig verschwunden. Ein schmerzlicher Verlust, den er nur schwerlich verkraften könne. Und ob ihm eine solche Züchtung je wieder gelingen würde, das bezweifelte er.

Ich mag mich nicht erinnern, dass Gilbert später je wieder mal von Rosen gesprochen hätte. Nun – ich habe ihn einige Jahr später ja auch aus den Augen verloren.



Hat Gilberts Rose etwa so ausgesehen?
1933 züchtete Max Krause eine schwärzlich-rote Teehybride (Bild) und taufte diese „Nigrette“. Sie gilt noch heute als dunkelste Rose.
(Quelle: europa-rosarium, D)

Verbotenes Fischen

Eine bei einzelnen Buben sehr beliebte Freizeitbeschäftigung war das Fischen. An manchem schulfreien Mittwochnachmittag sowie während der Ferienzeit zogen wir zu zweit oder zu dritt zum Egelsee oder Kämmoosweiher um unser Anglerglück zu probieren. Dabei half uns eine „Handfischete“. Eine solche bestand aus einigen Metern Silch, das auf einem etwa 10 Zentimeter langen Brettchen oder Plastikteil aufgewickelt war, einem Angelhaken, einem Zapfen und einigen Bleikügelchen, die den Zweck haben, den Zapfen je nach Wunsch mehr oder weniger aufrecht stehen zu lassen.

Eine solche Handfischete hatte zwei Vorteile: zum einen kostete sie so wenig, dass wir sie uns ohne weiteres leisten konnten, und zum andern war sie so klein, dass man sie gut in den Hosentaschen verstauen konnte. Denn das Fischen in allen Gewässern der näheren Umgebung war eigentlich verboten. Der Zürichsee, an dessen Ufern Angeln erlaubt gewesen wäre, war für uns etwas mühsam zu erreichen, weil die meisten Buben nicht über ein Velo verfügten. So schlichen wir uns eben in vertrauter Umgebung an Plätzchen, wo uns Schilf oder Gebüsch ein gutes Versteck, gleichzeitig aber auch einen guten Überblick über das umliegende Gelände boten. Darauf mussten wir Wert legen, damit es uns jederzeit möglich war, bei allfälligem Herannahen einer erwachsenen Person auf einem zuvor ausgeheckten Fluchtweg gefahrlos verschwinden zu können.

Der Verbindungsbach zwischen dem Egelsee und dem Kämmoosweiher beispielsweise eignete sich für die verbotene Fischerei vorzüglich. Dies umso mehr, als an einer Stelle abseits der Strassen eine gemauerte Platte den Bach überdeckte. Diese diente dem nahen Landwirtschaftsbetrieb als Brücklein für die Bewirtschaftung der angrenzenden Felder. Auf ihr liessen wir uns nieder, stülpten die in einer Büchse oder einem Gläschen mitgebrachten Köder über den Angelhaken und liessen diesen ins Wasser tauchen. Als Lockhappchen dienten

Würmer, Brot, Maden, Hefeteig, Brämen, Kirschen und was man sonst noch so alles auf einen Angelhaken aufspiessen kann.

Friedlich schwamm der rot-weiße Zapfen mit dem in der Regel sehr langsam fließenden trüben Gewässer. Gebannt starrten wir auf ihn, gaben sachte Stück um Stück Silch nach. Meist dauerte es allerdings nicht lange bis das Kork- oder Plastikzäpfchen leicht zu hüpfen begann. Dies war in der Regel ein Zeichen, dass sich ein Wasserbewohner mit dem Köder beschäftigte. „Lug, lug, lug“ flüsterten wir dann aufgeregt. Höchste Konzentration war dann gefragt, und man machte sich bereit, um im richtigen Moment reagieren zu können. Verschwand der Zapfen rasch unter Wasser, war der Moment da: Mit einer gefühlvollen nicht zu kräftigen Handbewegung zog man das Silch zurück und sofort zeigte sich Erfolg oder Misserfolg. Blieb der Zapfen unter Wasser und spürte man über das Silch ein starkes Zupfen und Ziehen, so hatte einer der Kerle angebissen. Kräftig und oft etwas hastig zog man nun das Silch ein und spürte dabei nur schon aufgrund des Widerstandes ob es sich um einen grösseren oder kleineren Fang handelte.

Im Normalfall waren es „Rötelen“ die wir an Land ziehen konnten, selten auch mal eine jüngere Schleie oder Schwale. Vorsichtig entfernten wir dem gefangenen Tier die Angel aus der Lippe oder – wenn es ihn gleich verschluckt hatte – aus dem Rachen, brachen ihm mit Daumen und Zeigefinger das Genick und legten die glitzernde Trophäe in nasses Zeitungspapier und einen mitgebrachten Papiersack, den wir danach an einem kühlen Ort in der Nähe versteckt hielten.

Wenn wir in diesem Bach fischten, kehrten wir nie mit leeren Händen nach Hause. Ganz offensichtlich waren die Fische dort stets hungrig und somit beissfreudig. Je nach Erfolg teilten wir das Fangergebnis brüderlich auf oder verzichteten für einmal auf unseren Anteil. Meist habe ich die Fische – unter Mithilfe meiner Mutter – selbst präpariert: Schuppen entfernt, Bäuche aufgeschlitzt, Innereien ausgenommen und Köpfe abgeschnitten. Im Mehl gedreht und in der Pfanne

knusprig gebraten ergaben sie ein feines Nachtessen. Nur die Gräte konnten hin und wieder zum reinen Horror werden und einem das Fischen zum Verleiden bringen. So hatte sich eines Tages beim Nachtessen ein Grat in meinem Halse festgesetzt. Ich konnte nicht mehr atmen, rannte in Todesangst zum Schüttstein und versuchte den spitzen Fremdkörper heraus zu husten. Hätte mir mein Vater mit der flachen Hand nicht rechtzeitig kräftig auf den Rücken geschlagen, ich wäre wohl erstickt.

An einem Mittwoch-Nachmittag fischten ein Kollege und ich ausnahmsweise einmal an verschiedenen Stellen entlang dem Verbindungsbach. Unter anderem auch hinter dem Restaurant Zellhof, um das der Bach sich in einem Bogen wand. Da wir uns nicht beobachtet fühlten, wurden wir immer mutiger. So begaben wir uns letztlich an das östliche Ufer des Kömmoosweihers. An die Stelle, wo sich sein Abfluss befindet, einige Meter neben der Hauptstrasse, die von Bubikon her kommt. Dort unter einer Birke warfen wir unsere Köder ins Wasser. Es dauerte allerdings nicht sehr lange, da tauchte Herr Spalinger auf, der Kantonspolizist, der sein Domizil in Dürnten hatte, aber auch für Bubikon und Wolfhausen zuständig war. Ihn kannte man. Bei ihm holten die Einwohner alljährlich die reflektierenden blechernen Kontrollschilder für das Velo. Und auch sonst war er für alles zuständig wofür es auf dem Lande eben einen Polizisten braucht.

Aber nicht nur wir kannten ihn – sondern auch er kannte uns. Jedermann im Dorfe hatte grossen Respekt vor ihm. Er war eine grosse Persönlichkeit; nicht nur seine Erscheinung, sondern vielmehr auch seine Art, wie er den Leuten begegnete. Es war das erste Mal in meinem Leben, dass mich Herr Spalinger bei etwas Unerlaubtem erwischte, und entsprechend verängstigt verhielt ich mich. Nach kurzer Belehrung meinte unser Polizist, dass wir sicherlich wüssten, dass unser Tun verboten sei. Und mit väterlicher aber bestimmter Stimme wies er uns an, dies künftig zu unterlassen, ansonsten er unsere Eltern benachrichtigen würde. Er sei aber überzeugt, dass dies nicht nötig würde, denn er zweifle nicht an unserem

Verstand und unserer Einsicht. Freundlich verabschiedete er sich, und wir packten unser Angelzeug zusammen und begaben uns auf den Heimweg. Nie danach fischten wir je wieder in den verbotenen Gewässern unserer näheren Umgebung.



Der Bach zwischen dem „Zellhöfli“ und dem Kämmoosweiher.



Hier auf diesem Brücklein liessen wir die Angel in den Verbindungsbach. Bei guter Vegetation war man hier ausserordentlich gut versteckt, insbesondere dann, wenn man sich auf das Brücklein legte.

Der entwendete Karpfen

Mit zunehmendem Alter versuchten wir unser Fischerglück am Zürichsee, wo das Fischen vom Ufer aus erlaubt war. Begehrte Standorte waren die Einmündung der Jona hinter dem Café Müller in Rapperswil, das Mündungsdelta des Feldbachs oder die Bootshäfen von Feldbach und Schirmensee. An diesen Orten zu fischen endete aber oft mit einer grossen Enttäuschung, biss doch meist den ganzen Nachmittag lang kein einziger Schwanz an. Daran änderte sich auch nichts, als der eine oder andere von uns es sich leisten konnte, eine richtige Fischerrute anzuschaffen, die es ermöglichte den Köder weiter in den See hinaus zu werfen. Stundenlang verbrachten wir am Wasser, warfen raus, zogen rein, ersetzten den Köder oder den abgerissenen Angelhaken, lösten Verwicklungen des Silchs auf, veränderten den Abstand zwischen Angel und Zapfen und hantierten mit den Bleikügelchen. Wir fischten vom Land aus oder standen auf Steinsbrocken im Wasser, versuchten es vom Steg aus oder kletterten in Boote die in der Hafenanlage vertäut ruhten. Meist nützte alles nichts. Im besten Fall schnappte mal ein Egli zu, und wenn es einem solchen ausnahmsweise nicht gelang, die Angel wieder rechtzeitig auszuspuken, so hatten wir allen Grund zum Triumphieren. In der Regel blieb aber jeglicher Erfolg aus.

Und so war's auch an jenem warmen Mittwoch-Nachmittag, als wir uns zu viert nach Feldbach begaben. Unserer Drei waren wir zu Fuss, nur der Grütter, der hatte sein Velo dabei. Den halben Nachmittag versuchten wir beim dortigen Bootsplatz unser Glück. Umsonst. Nicht die kleinste Elritze und kein Lägeli wollten anbeissen, und so beschlossen wir, uns nach dem nahe gelegenen Bootsplatz im Weiler Schirmensee zu verschieben. Dazu benützten wir eine Abkürzung über ein nicht eingezäuntes Privatgrundstück mit Seeanstoss und mächtigem Baumbestand, auf dem ein stattliches aus Steinblöcken gebautes Landhaus stand. Auch ein kleiner Teich, der mächtige Karpfen beherbergte, gehörte dazu. Schon einige Male zuvor hatten wir diese Abkürzung benützt und

dabei festgestellt, dass dieses Haus stets unbewohnt war, sah man doch nie eine Menschenseele am Fenster oder ums Gebäude. Es musste sich um ein Wochenend- oder Ferienhaus handeln. So beschlossen wir, unser Glück in diesem nur wenige Meter grossen Teich zu versuchen, in dem die prächtigen Tiere bedächtig und knapp unterhalb der Wasseroberfläche planlos vor sich hin schwammen. Einer von uns kramte sein Taschentuch hervor um einen der glitschigen Teichbewohner fassen zu können. Und tatsächlich gelang es ihm in kürzester Zeit, einem der Prachtexemplare habhaft zu werden. Er hievte es, unter grossem Applaus von uns Umstehenden, aus dem Wasser. Endlich hatten wir was gefangen!

Wir wollten uns gerade mit unserer Beute davon machen, da erschien eine männliche Gestalt vor dem Haus und rief uns fragend zu, was wir hier zu tun hätten. Blitzartig rannten wir davon, überquerten über einen verwilderten schmalen Steg den Feldbach und machten uns in Richtung Schirmensee aus dem Staub, den Karpfen dank Taschentuch in sicherer Hand. Bald einmal bemerkten wir, dass uns ja gar niemand verfolgte. Welch' ein Glück für uns! – hätte nicht der Grütter plötzlich mit Schrecken festgestellt, dass er sein Velo auf dem Fischteichgelände zurück gelassen hatte. Nun blieb uns wohl nichts anderes übrig als dorthin zurück zu kehren um seinen Göppel zu holen. Unentschlossen, ob wir den Diebstahl zugeben oder abstreiten wollten, entliessen wir den Karpfen vorsorglich in den See und sicherten ihm damit immerhin sein Überleben.

Gezwungenermassen und schweren Herzens beschlossen wir, an den Tatort zurück zu kehren. Grütters Stahlesel war, wie wir befürchtet hatten, vom Bestohlenen inzwischen als Pfand in Besitz genommen worden. Reumütig meldeten wir uns bei ihm mit der Bitte, uns das Zweirad doch zurück zu geben. Doch dies geschah nicht ganz so einfach wie wir uns das vorgestellt hatten. Erst liess er uns eine Weile vor dem Haus warten und als er dann endlich wieder erschien, machte er uns klar, dass er die Polizei benachrichtigt hätte und wir uns

zwecks einer Einvernahme im nahe gelegenen Restaurant Brauerei an der Seestrasse einzufinden hätten. Diesem Aufgebot leisteten wir wohl oder übel Folge.

Da sassen wir nun im Säali des Restaurants und warteten nervös und mit roten Ohren auf das zu erwartende Verhör. Da ging es mir durch den Kopf: Hatte ich seinerzeit am Kämmoosweiher nicht dem Polizisten Spalinger versprochen, nicht mehr in verbotenen Gewässern zu fischen? Weshalb habe ich mein Versprechen nicht gehalten? Gewissensbisse plagten mich und ich machte mir Vorwürfe. Weshalb habe ich mich nicht gegen den Fang gewehrt? Hätte ich heute nicht gescheiter die Gruppe rechtzeitig verlassen? Was wird das nur für eine Strafe absetzen? – Hoffentlich würde man etwas nachsichtig mit uns sein. Schliesslich begaben wir uns ja nicht mit dem Vorsatz zum Fischteich, einen Karpfen zu stehlen; der Diebstahl ergab sich doch einfach. Wäre niemand gekommen – wer weiss: vielleicht hätten wir den Fisch ja wieder dem Teich übergeben. Was wohl werden meine Eltern mir zu sagen haben? „Mitgegangen – mitgehangen“ werden sie mir wohl vorhalten ...

Der inzwischen eingetroffene Polizist notierte als erstes unsere Personalien und Adressen und wollte von uns wissen, was genau vorgefallen war. Dann erklärte er uns, dass wir nicht vom Besitzer des Hauses erwischt worden seien sondern von einem Gast, der das Haus vorübergehend bewohne. Dieser werde später noch zu uns stossen; zur Zeit versuche er, den Besitzer zu erreichen, um ihn über unsere Tat zu informieren. Kaum hatte er dies gesagt, da trat die Wirtsfrau ins Säali und bat den Gesetzeshüter ans Telefon. Kurze Zeit später kam dieser zurück und teilte uns mit, dass der Gast nun den Besitzer erreicht habe und dieser ihn angewiesen hätte, von uns eine Entschuldigung zu verlangen, worauf er auf eine Anzeige verzichte. Zudem müssten wir versprechen, keinen solch' dummen Blödsinn mehr zu machen. Gerne versprachen wir, diese beiden Forderungen erfüllen zu wollen, und waren überglücklich, dass wir das Lokal straffrei verlassen und Grütters Velo

abholen durften. Es war uns eine Lehre, ein sogenannter „Schuss vor den Bug“. Der Besitzer musste ja ein edler Mensch gewesen sein, ein Mensch mit grossem Verständnis für Dummheiten, die wir Menschen halt hin und wieder begehen. Schön, wenn uns verziehen wird. Wichtig aber auch, dass wir daraus lernen.



Hafen vom Weiler Schirmensee. Im Hintergrund das Delta des Feldbachs, bei dem auch die Liegenschaft mit dem Karpfenteich lag. (Aufnahme von 2005)



Blick vom Hafen bei Schirmensee in Richtung Seedamm und Zürich-Obersee. Eine der Stellen wo wir fischten. (Aufnahme von 2005)

Erfahrungen eines Heftliverträgers

Ende der Fünfzigerjahre meldete sich meine Schwester bei einem Verlag als Heftli-Verträgerin. Damit liess sich ein schönes Taschengeld verdienen. Auszutragen waren in unserem Dorf verschiedene Zeitschriften und eine grossformatige rötlichbraune Zeitung, die ebenfalls nur wöchentlich erschien. Da diese Druckerzeugnisse auch in die teilweise entlegenen Weiler und Höfe zu liefern waren, erklärte ich mich bereit, diesen Teil der Verträgere tour zu übernehmen. Es waren nicht etwa die zum Teil etwas weiten Distanzen und der damit verbundene zeitliche Aufwand, die Margrit gescheut hätte. Vielmehr war es ihre Angst vor den tobenden zähnefletschenden Kläffern. Auch ich hatte grossen Respekt und eigentlich auch Angst vor diesen unberechenbaren hinterhältigen Kötern, die – meist an einer langen Kette angebunden – mit der Bewachung der einsamen Höfe beauftragt waren. Diese Angst liess ich mir natürlich nicht anmerken und spielte nach aussen hin den Mutigen. Ausser Hunden lauerte aber noch eine andere Gefahr auf dem Wegnetz unseres Dorfes. So gab es immer wieder Fälle, wo Strolche insbesondere weiblichen Wesen auflauerten, sich ihnen unsittlich zeigten, um darauf hin wieder im Wäldchen zu verschwinden.

So fuhr ich denn in der schulfreien Zeit mit dem Velo zu den am Dorfrand verstreuten Abonnenten und überbrachte ihnen – gegen Barzahlung – ihr Leibblatt oder ihre Leibblätter. Zusätzlich zum Verkaufspreis erhielt ich von einzelnen Empfängern auch noch ein kleines „Trinkgeld“ in der Höhe eines Zehners oder Zwanzigers, selten auch mal gar ein Fünziggrappenstück. In Häusern wo niemand zugegen war legte ich das Heftli oder die Zeitung an einen vereinbarten Ort, wo in der Regel auch das Geld für die erwartete Lieferung versteckt lag. Hatte ein Empfänger den Liefertag vergessen, gerade kein Geld oder Kleingeld im Haus, deponierte oder übergab ich das Druckerzeugnis trotzdem und verlangte den offenen Betrag einfach anlässlich der nächsten Zustellung. In der Regel hielt man solche Ausstände dann gewissenhaft für mich bereit. Es gab vereinzelt aber auch

Fälle, wo der Schuldner oder die Schuldnerin steif und fest behauptete, das letzte Mal bezahlt zu haben. Endete die Diskussion zu meinen Ungunsten, blieb mir nichts anderes übrig als den Schaden mit den erhaltenen Trinkgeldern abzudecken. Im Wiederholungsfalle achtete ich bei solchen Haushalten dann darauf, das Lesematerial nur noch abzuliefern, wenn jemand zuhause war, was dann halt zwei oder notfalls mehrere Zustellversuche bedeutete. Zur Kontrolle meiner Gelder steckte ich die Verkaufseinnahmen in einen Lederbeutel, den ich in einen Hosensack mit trug; in der andern Hosentasche verstaute ich das Trinkgeld. Auf mein Gedächtnis konnte ich mich zu jener Zeit übrigens absolut verlassen – zumindest soweit es meine Verträgetätigkeit betraf. Jeweils abends hatte ich mit meiner Schwester abzurechnen, von der ich meinen Verträgerlohn ausbezahlt erhielt sobald sie ihrerseits mit dem Verlag abgerechnet hatte.

Mit der Aktivität als Heftliverträger ist auch die eine oder andere erfreuliche oder weniger erfreuliche Episode verbunden. So musste ich an einem Mittwoch Nachmittag den „Reitbach“, einen am Dorfrand gelegenen Weiler, beliefern. Nachdem ich die letzten Zeitschriften abgeliefert hatte, stiess ich auf eine Gruppe spielender Buben, die ich zum Teil kannte. Sie zeigten mir ihre Spielmöglichkeiten rund ums Haus und erzählten mir, was sie in ihrer Freizeit alles so trieben. Kürzlich, so verrieten sie mir, habe ihre Katze sechs Junge bekommen, und da man diese nicht brauchen könne, habe man sie getötet. Dazu habe man sie in einen Jutesack gesteckt und diesen solange an eine Wand geschlagen, bis die Tiere tot gewesen seien. Mir fuhr es durch Mark und Bein – wie konnte man nur so was tun?! Dann fragten sie mich, ob ich gerne rohes Sauerkraut möge. Nachdem ich diese Frage ehrlicherweise bejaht hatte, führten sie mich in den Keller, wo eine hölzerne Tonne stand, die knapp zu einem Viertel mit hausgemachtem Sauerkraut gefüllt war. Sie erlaubten mir, mich zu bedienen. So lehnte ich mich denn in die Tonne um eine Hand voll der gesunden Köstlichkeit zu fassen. In diesem Moment packten die Burschen mich an den Füßen und hoben sie in die Höhe. Kopf voran, auf den Händen abgestützt, stand ich im Fass, hatte keine Chance mich zu

wehren und bekam unheimliche Erstickungsangst. Erst als ich laut flehte liessen sie lachend von mir ab und gaben mir Gelegenheit, mich aus der Tonne zu befreien. Zum guten Glück fiel der Geldbeutel nicht aus dem Hosensack, und Trinkgeld hatte ich in diesem Weiler keines erhalten. Etwas bedrückt von diesem unschönen Erlebnis pedalte ich nach Hause.

Ein ander Mal belieferte ich an einem frühen Abend eine etwas abgelegene, seit einigen Jahren nicht mehr als Bauernhof genutzte Liegenschaft. Der dort anwesende Mann bat mich herein, da er das Portemonnaie noch suchen müsse. Kaum stand ich in der Stube, da drückte er mir einen Teppichklopfer in die Hand, legte sich auf das Sofa und bat mich, ihm den Hintern zu versohlen. War es Humor oder sein Ernst? Als ich mich, völlig perplex, weigerte dies zu tun, meinte er, dass ich ungeniert zuschlagen dürfe und mir dabei ja nichts passiere. Widerwillig, und in der Hoffnung danach rasch wieder gehen zu können, haute ich ihm den Klopfer über das Gesäss. Er forderte mich nun auf, stärker zuzuschlagen, da er so nichts spüre und zog, kurz bevor ich zum zweiten Schlag ausholte, die Hosen runter. Dann befahl er mir, nun wirklich ganz kräftig zuzuschlagen. Mit dem Zweck, ihm seine absurden Gelüste zum Verleiden zu bringen, schlug ich nun tüchtig zu. Dies schien ihm allerdings erst recht gut zu tun. Es war für mich unbegreiflich, dass sich jemand freiwillig durchklopfen liess; das musste ja ein rechter Spinner sein. Noch einmal liess ich den Klopfer runter sausen und erklärte danach, dass ich nun unbedingt weiter müsse. Verunsichert, ratlos und etwas verwirrt ob solcher Abartigkeit verliess ich das Haus eiligst. Aus Scham wollte ich nicht, dass dieses Vorkommnis an die Öffentlichkeit kam, und so erzählte ich weder meinen Eltern noch sonst irgend jemandem etwas von diesem Vorfall.

Glücklicherweise war der Mann anlässlich meiner nächsten Lieferung nicht zu Hause und hatte das Geld am früher einmal vereinbarten Ort deponiert. Vorbei war die Sache dennoch nicht, denn zwei Wochen später, als ich ihm die Illustrierte gegen Abend überbrachte, wollte er mir etwas zeigen, was, wie er meinte, mich

interessieren würde. Er führte mich auf eine kleine bewaldete Anhöhe direkt neben dem Haus. Es war Herbst und schon etwas düster. Dort legte er sich am Rande des Wäldchens in die Wiese, schob die Hosen runter und forderte mich auf, ihn am entblösten Hinterteil zu berühren. Ich erklärte ihm, dass ich dies unter keinen Umständen tun würde. Als ich seiner erneuten Aufforderung nicht nachkam, anerkennend bot er sich, mir eine elektrische Modelleisenbahn zu schenken, falls ich seinen Wunsch erfüllen würde. Als ich mich strickte weigerte auf das Angebot einzugehen, erhob er sich, zog die Hosen wieder rauf und liess mich gehen. Glücklicherweise ging meine Zeit als Verträger bald zu Ende. Bei den zwei letzten Zustellungen war das Geld bereit gelegt; den Mann sah ich – glücklicherweise – nie mehr wieder.

Eines Tages allerdings – ich war längst nicht mehr Heftliverträger – rief mich meine Mutter ans Telefon, da ein Herr nach mir verlange. Als ich dessen Stimme hörte erschrak ich: es war eben jener Mann, der nun fragend behauptete, dass ich mich sicherlich noch an ihn erinnern würde. Er wollte wissen, wann ich Zeit hätte, um mit ihm zusammen beim Keller-Uhlmann in Rapperswil eine elektrische Eisenbahn zu kaufen; er habe mir dies ja versprochen. Ich erklärte ihm, dass ich keine Ahnung hätte wer er sei und zudem nichts von einer Eisenbahn wüsste. Dann legte ich den Hörer auf. Da das Gespräch meiner Mutter etwas seltsam vorkam, wollte sie wissen, wer das gewesen sei und fragte mich über den Inhalt aus. Mit ausweichenden Antworten konnte ich mich von einem weiteren Verhör befreien. Damit war die Episode für mich endgültig abgeschlossen.

Eigentlich dauerte die Heftli-Verträger-Zeit nicht lange – ich meine es war wohl nur etwa ein halbes Jahr. Dennoch habe ich, nebst manchem Erlebnis, während dieser Zeit intensiv erfahren wie Leute sein können: von äusserst ehrlich, gewissenhaft, freundlich und zuverlässig bis hin zur gegenteiligen Palette. Die Kundschaft muss man halt meist nehmen wie sie ist; und als Kind zieht man ohnehin schnell einmal am kürzeren Hebel.

Die dritte bis sechste Klasse

Die dritte und vierte Klasse der Primarschule besuchte ich von April 1954 bis April 1956 bei Lehrer Müller. Betrug der Weg vom Brändliacker zum Schulhaus – also während der ersten drei Schuljahre – lediglich etwa 400 Meter, so erhöhte sich die Distanz mit dem Umzug in den Blumenberg 1955 um etwa die Hälfte, was zumindest für die erlebnisreichen Aktivitäten auf dem Schulweg von Vorteil war.

Das Zimmer, in dem Herr Müller die Dritt- und Viertklässler unterrichtete, war im mittleren der drei Obergeschosse untergebracht. Der geräumige und hohe Raum wirkte, wie alle Räume im Schulhaus, eher kahl. Die Wände waren meist wenig geschmückt, und von der Decke hingen einfache Lampen herab, deren Lichtausbeute gerade ausreichend war. Die massiven, mit der Sitzbank fest verbundenen zweiplätzig Schülerbänke standen in exakt ausgerichteten Reihen. In die schmale Ablagefläche am oberen Ende der fix geneigten Pultfläche war ein bleiern wirkendes Tintenfässchen eingelassen, das mit einem metallenen Schieber verschlossen werden konnte. Griffel und Bleistift wurden mit Beginn der dritten Klasse durch die Schreibfeder abgelöst.

Die Schreibutensilien versorgte man in der Holzschachtel, welche man vom ersten und zweiten Schuljahr her mitbrachte. Nur wenige Schüler besaßen bereits in der dritten Klasse ein Etui, da ein solches zu jener Zeit offenbar recht kostspielig war. Auch eine Schulmappe erhielt man in der Regel erst bei Eintritt in die Oberstufe. Man behielt den Schultornister – „Thek“, oder „Kiste“ wie wir diesen nannten – von der ersten bis zur sechsten Klasse. Die Mädchen trugen Theks aus hellbraunem oder eingefärbtem Leder, die Knaben solche, die oben und auf der Rückseite mit echtem Fell von Seehunden oder Fohlen besetzt waren.

Im Winter diente die Kiste uns Knaben unter anderem auch als Bob. Mit ihm unter der Brust gab's die schneebedeckten Pörtli und Högerli hinunter tüchtig Schuss,

und mit Gewichtsverlagerung liess sich dieser rumpelnde Borsten-Untersatz auch noch recht gut steuern. Ein Unglück jedenfalls ereignete sich damit meines Wissens nie; überhaupt geschahen Unfälle eigentlich eher selten. Umso mehr blieb mir das folgende Ereignis in Erinnerung:

In den Pausen waren die Turngeräte im Sandplatz oft derart gut besetzt, dass ein richtiges Gerangel um sie herrschte – insbesondere dann, wenn wieder mal jemand ein neues „Kunststück“ vorzeigen konnte. Beispielsweise eine neue Technik beim Aufzug oder Absprung an Reck oder Barren, eine akrobatische Einlage am Klettergerüst oder eine andere manchmal beinahe halsbrecherische Geschicklichkeit. Eine dieser plötzlich im Trend liegenden „artistischen“ Nummern war die „Glocke“. Dazu setzte man sich auf die Reckstange und liess sich mit angezogenen Knien vornüber oder rückwärts fallen, baumelte dann einige Male als Glocke hin und her und holte dabei so viel Schwung, dass man beim Abspringen auf die Füsse zu stehen kam.

Da die Recks in einer grossen Pause einmal mehr sehr gut besetzt waren, ergatterte ich mir ein Plätzchen am äussersten Ende einer Stange. Und so dauerte es nicht lange, bis das geschah was geschehen musste: Als ich mich schwungvoll zurück fallen liess, schlug ich mit dem Hinterkopf am eisernen Doppel-T-Pfosten heftig auf, verlor das Bewusstsein und stürzte in den Sand. Als ich wieder zu mir kam, spürte ich Schmerzen am Hinterkopf. Ich tastete mit der Hand nach dieser Stelle. Der Kopf war blutverschmiert. Schüler kamen angerannt, jemand rief einen Lehrer herbei, und man brachte mich ins Lehrerzimmer. Dort leistete man mir erste Hilfe, und anschliessend lud mich Fünft- und Sechstklasslehrer Lättsch auf den Packträger seines Velos und fuhr mich nach Bubikon zu Doktor Lietha. Dieser schnitt mir die Haare rund um die verletzte Stelle, verabreichte mir eine Spritze in die Kopfhaut und nähte die Wunde mit einigen Stichen zu. Danach brachte mich Herr Lättsch per Velo auch noch nach Hause, wo ich die Gehirnerschütterung mit einigen Tagen strikter Ruhe auskurieren musste. Die Narbe am Hinterkopf ist,

wegen meines späteren Kahlwuchses, heute stets sichtbar. – Nebst dem schiefen Zahn ein weiteres „Souvenir“ aus meiner Vergangenheit.

Doch zurück zum Schulhaus. In jedem Stockwerk befand sich eine WC-Anlage, welche bei den Knaben durch ein altertümliches, etwa drei Meter breites Pissoir ohne Trennwändchen ergänzt war. Dessen Front sowie die breite auf Schuhhöhe liegende Abflussrinne waren mit einem schwarzen teerartigen Belag beschichtet – vermutlich um den Urinstrahl etwas abzufedern. Verrichtete man dort sein stehendes Geschäft, so konnten es gewisse Schüler nicht lassen, einem von hinten in den Rücken zu stossen, so dass man das Gleichgewicht verlor und sich nur mit Mühe vor einem Sturz in diese unhygienische und nicht gerade wohlriechende Landschaft retten konnte. Ganz besonders gefürchtet war diesbezüglich der Dölf, der dauernd solchen Blödsinn im Kopf hatte. Den Lehrern erzählte man natürlich nie etwas davon, um Racheakte von Seiten des Verpiffenen zu vermeiden. Solche wurden jeweils nach Schulschluss verübt und konnten in recht massiven Keilereien enden. Und gegen einen Kerl wie den Dölf hätte man mit Sicherheit keine Chance gehabt sich zu verteidigen; er war nicht nur etwas älter als wir, sondern auch stark und meist recht unzimmerlich.

Ansonsten hatten wir Schüler untereinander eine schöne Kameradschaft und es herrschte ein guter Klassengeist. Nicht zuletzt dank dem positiven Vorbild unseres Lehrers. Ich erachte es als grosses Glück, Schüler von H.-K. Müller gewesen zu sein. Ohne Lobhudelei betreiben zu wollen, aber erzieherisch, pädagogisch und menschlich kann man sich nur schwerlich eine bessere Lehrkraft vorstellen. Er vermochte uns Schüler mit seinem anschaulichen, auf den Alltag bezogenen Unterricht zu begeistern. Mit seiner unkomplizierten und humorvollen Art gelang es ihm jeweils glänzend, die Schülerschar nach Wochenenden oder Ferien wieder in den Schulbetrieb einzustimmen und lernbereit zu machen. Als Herr Müller pensioniert wurde erschien im „Zürcher Oberländer“ eine aus Behördensicht treffend verfasste Würdigung seiner Person. Um diese Aussagen mit solchen aus

Schülersicht zu ergänzen, und um Hans-Karl Müller für seinen grossen Einsatz im Dienste von uns Schülern zu danken, verfasste ich kurzerhand den folgenden Leserbrief:

Der Zürcher Oberländer Mittwoch, 22. Juli 1992 Seite 11

Schülers Dank an den Bubiker Lehrer Hans-Karl Müller

Reiche Palette von Positivem

Einem Bericht im ZO vom 10. Juli entnehme ich, dass Hans-Karl Müller nach 40jähriger Tätigkeit als Primarlehrer in Bubikon auf das Ende des vergangenen Schuljahres in den Ruhestand getreten ist. In faszinierender Art wagt der Autor dieses Berichtes, Anton Kürzi, den Versuch, uns die Person Hans-Karl Müller über eines seiner Merkmale, den Humor, näherzubringen. Mir scheint, dass ihm dies ausgezeichnet gelungen ist. Anstelle einer schwelgenden Laudatio dringt der Schreiber feinfühlig und zugleich kritisch in die Persönlichkeit eines Menschen ein, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, während vier Jahrzehnten seines Lebens zur Entwicklung vieler junger Menschen einen sehr wesentlichen Teil beizutragen.

Locker, wenn nötig streng

Vor mehr als 30 Jahren gehörte auch ich zu diesen jungen Menschen, zu den Mittelstufenschülern des Lehrers Müller, des «Hanskari», wie wir ihn unter uns Klassenkameraden in liebevoller Achtung zu nennen pflegten. Ich bin überzeugt, dass mir kein ehemaliger Mitschüler und keine ehemalige Mitschülerin widerspricht, wenn ich aussage, dass wir alle unseren Lehrer Müller ausserordentlich wertschätzen. Als feiner Mensch, bestückt mit einer reichen Palette positiver Wesensmerkmale, ist mir Hans-Karl Müller in Erinnerung geblieben: ausgeglichen, humorvoll, unparteiisch, locker, wenn der Schulbetrieb dies erlaubte, wenn nötig aber auch streng, sich durchsetzend – immer aber ohne übertriebene Härte.

In seiner «Schulstube» herrschte eine frohe, gelöste, der Lernbereitschaft förderliche Atmosphäre, geprägt von der wohlgesinnten Grundhaltung dieses damals noch jungen Lehrers. Er verstand es ausgezeichnet, Wissensstoff wo immer möglich und sinnvoll anhand praktischer Beispiele zu veranschaulichen, denn er wusste um die Tatsache, dass uns Menschen insbesondere das im Gedächtnis haften bleibt, was wir gesehen und gehört und gespürt und erlebt haben.

Ein Quell der Frische

Es soll mir mit diesen Zeilen nicht darum gehen, Hans-Karl Müller in ein von ihm nicht herbeigesehnenes Rampenlicht zu stellen, sondern vielmehr darum, meinem ehemaligen Lehrer für die erlebnisreichen schönsten Jahre meiner Schulzeit herzlich zu danken. An zwei Lieder aus dem Repertoire unserer Klasse mag ich mich besonders gerne erinnern: «Die Gedanken sind frei, wer kann sie erraten? ...» begann das eine. – Verstandbildlicht der Text dieses Liedes nicht exakt ein Stück Lebensphilosophie von Hans-Karl Müller?

Das andere Lied besingt den Junghrunden, jene Quelle, die demjenigen zu ewiger Jugend und Frische verhilft, der davon trinkt. ... «ich bin nicht alt geworden, ich bin noch allzeit jung!». Den Inhalt dieses sinnigen Liedes widme ich meinem lieben ehemaligen Lehrer Hans-Karl Müller, verbunden mit dem Wunsch, dass er seinen neuen Lebensabschnitt zusammen mit seiner Gattin echt geniessen darf, und dass er sich noch lange und gerne an die Zeit zurück erinnert, in der er sein Wissen und seine positive Kraft an uns Schüler, sein «Lebenswerk», weitergegeben hat. *Hans W. Kägi, Fehraltdorf*

Im Frühling 1956 wechselte unsere Klasse dann ins fünfte Schuljahr zu Lehrer Lättsch und somit ins Schulzimmer des obersten Stockwerkes. Albert Lättsch bekleidete im Militär einen höheren Offiziersrang, und so war es nicht verwunderlich, dass sein Schulstil ein etwas strafferer war als jener den wir uns gewohnt waren. Ich weiss nicht ob es deswegen war, ob es am schwierigeren Schulstoff oder vielleicht an meinem Alter lag, dass meine bisherige Begeisterung für die Schule und damit meine Leistungen zumindest in den Kernfächern jetzt etwas abnahmen. Irgendwie begann ich den Tritt zu verlieren. Dies war umso ungünstiger, als mit Beginn der sechsten Klasse mit den Vorbereitungsarbeiten für die Aufnahmeprüfung in die Sekundarschule begonnen wurde. Meine Eltern legten mir nahe, dass ich diese unbedingt schaffen müsste, zumal mein beruflicher Wunsch zu jenem Zeitpunkt klar war: ich wollte Lehrer werden.

So begann ich denn einige Monate vor der Prüfung vermehrt in der Freizeit für die Schule zu üben. Dies wurde mir insofern etwas erleichtert, als ich überraschend die Möglichkeit erhielt, mit einer Klassenkameradin zusammen zu arbeiten, deren Familie ins Blumenberg-Quartier zu wohnen kam. Margrit Ammann war nicht nur blitzgescheit, sondern sie gefiel mir auch recht gut. Eine schlanke, fast etwas drahtige Person mit eher kurzem schwarzem Haar und einem herrlich urchigen Glarner-Dialekt. Ihre Eltern betrieben fortan die örtliche Sennhütte und hatten glücklicherweise nichts einzuwenden, wenn wir nach Schulschluss bei ihr zu Hause gemeinsam Rechenaufgaben lösten oder Diktate übten. Dass man mich im Quartier deshalb plötzlich als „Wyberschmöcker“ verrief, störte mich eigentlich nicht – machte mich eher stolz.

Zur Sek-Aufnahmeprüfung marschierten die Kandidatinnen und Kandidaten zu Fuss von Wolfhausen nach Bubikon. Ausser Röbi Tischhauser und mir stellten sich nur Mädchen dieser Prüfung – ein irgendwie komisches Gefühl. Ich kam mir etwas verloren vor. Röbi bestand die Prüfung sicher, ich hingegen so knapp, dass nur eine provisorische Aufnahme in Frage kam. Und dann geschah das

Unfassbare: Röbi verzichtete auf den Eintritt in die drei Jahre dauernde Sekundarschule und besuchte freiwillig die siebte und achte Klasse. Dies wollte ich nun auch, musste aber auf Wunsch und Geheiss meiner Eltern in die Sek – als einziger Knabe aus Wolfhausen und zum Missfallen aller meiner bisherigen männlichen Mitschüler, die mir dafür Rache schworen. So endete im Frühling 1958 meine Primarschulzeit mit einer nicht gerade positiven Ausgangslage für den Übertritt in die Oberstufe.



Klassenfoto mit Lehrer Lättsch (vermutlich 4. – 6. Klassen 1956).

Hinterste Reihe: Nino Stach, Mario Grütter, Helen Frischknecht, Esther Lehmann, Agnes Pfiffner, Marie Krauer, Gret Baumann, Astrid Hurni, Lehrer Albert Lättsch.

Dritte Reihe: Charli Fischer, Yvonne Stach, Maria Dörig, Vreni Britt, Gerda Rickli, Elsbeth Krauer, Elsbeth(?) Schuhmacher, Maria(?) Wipfli, Margrit Schnyder, Theres Pfiffner

Zweite Reihe: Christian Lehmann, Kurt Giezedanner, Sepp(li) Dörig, Dölf Wildi, Yvonne Steck, Heidi Iten, Margrit Kägi (meine Schwester), Elsbeth Schwarz, Holger Hurni, Ernst Meier.

Erste Reihe (sitzend): Röbi Tischhauser, Hans Kägi, Gottfried Tschumi, Walter Baumann, Chasi Diethelm, „Mützel“ Heiniger.



Verwünschte Sekundarschule

Im April 1958 begannen meine Sekundarschuljahre und damit eine Zeit, die mit schlechten Erinnerungen an meine Vergangenheit verbunden ist. Das Debakel hatte sich ja bereits Ende der sechsten Klasse angekündigt; ich konnte somit kaum etwas anderes erwarten. Am Umstand, dass ich den Schulort, das Schulhaus und die Lehrerschaft wechseln, und dass ich mich zudem in einer neu gebildeten Klasse zurecht finden musste, konnte es alleine ja nicht liegen; schliesslich hatten meine Mitschülerinnen doch dieselben Veränderungen zu bewältigen. Negative Auswirkungen hatte sicher die Tatsache, dass alle meine bisherigen Klassenkameraden ihre Schulzeit in der siebten Klasse fortsetzten, und ich demzufolge unter den Burschen dieser Sekundarklasse der einzige Knabe unseres Dorfes war. So war es denn nicht verwunderlich, dass mich einige der ehemaligen Kollegen als abtrünnigen Streber einstufte und immer wieder versuchten, mich zu einem Wechsel in ihre Klasse zu drängen. Um ihrer Forderung Nachdruck zu verleihen, liessen sie sich Folgendes einfallen:

Etwa auf halber Distanz zwischen Bubikon und Wolfhausen führte unser Schulweg auf einer Anhöhe an einem Wäldchen vorbei, dem „Chilehölzli“. Im Buschwerk dieses Gehölzes versteckt lauerte mir ein Grüppchen dieser ehemaligen Mitschüler auf. Kurz bevor ich, nichts ahnend, mit meinem Velo dort oben – so quasi auf der „Passhöhe“ – ankam, tauchten die Burschen aus ihrem Waldversteck auf, schoben ihre Velos vor und hinter mir quer über die Strasse und kreisten mich ein. Dann verlangten sie von mir ultimativ, alles zu unternehmen was zu einem raschen Wechsel in ihre Klasse beitrage. Auf meine Erklärung hin, dass der Entscheid letztlich bei meinen Eltern liege, nahmen sie mir mein Velo weg und liessen es herrenlos das steile Wiesenbord am Rande des Wäldchens hinunter sausen. Gott sei Dank nur leicht beschädigt blieb es irgendwo unterhalb des Steilhangs liegen. Selbstverständlich unterliess ich es, zu Hause von diesen

Vorfällen zu berichten. Ganz einfach deshalb, weil ich befürchtete, dass mir der Vater nicht mehr erlauben würde mit dem Velo zur Schule zu fahren, da er es mir lediglich als Dauerleihgabe für den doch recht weiten Weg zur Verfügung stellte.

Wegen der Hartnäckigkeit der bösen „Wegelagerer“ wiederholte sich dieser Überfall noch ein- oder zweimal. Irgendwie hätte ich ihrem Druck ja gerne nachgegeben, zumal ich mich in der Klasse nicht wohl fühlte und nur noch sehr widerwillig zur Schule ging. Nicht im Geringsten war mir daran gelegen gute Leistungen zu erbringen; aber genau solche wären notwendig gewesen, um mich definitiv in der Sekundarschule zu etablieren. Zwar erledigte ich die meisten Hausaufgaben. Dies allerdings mehr schlecht als recht – so, wie es mir gerade drum war: ohne Ehrgeiz, ohne Freude, ohne Interesse. Trotz äusserst schlechten Leistungen verlängerte man im Herbst die provisorische Promotion, anstatt mich nun endlich zu meinen Kameraden in die siebte Klasse zu versetzen. Und Ende Schuljahr kam man gar auf die glorreiche Idee, mich die erste Sekundarklasse wiederholen zu lassen. Obwohl ich heute froh darüber bin, so war und ist mir unverständlich, wie man zu diesem Entscheid kam, denn zumindest Lehrer Pfenninger hätte eigentlich meinen Weiterverbleib ablehnen müssen. Beide Lehrer versuchten nun, mich mit etwas mehr Druck zum strebsamen Schüler zu formen.

Mit der Repetition der ersten Sek kam ich bereits wieder in eine neue Klasse, die nun glücklicherweise auch aus einigen Wolfhausner Knaben bestand. Dass es sich bei diesen um einen jüngeren Jahrgang handelte als der meinige war mir egal; Hauptsache ich hatte nun Kollegen, mit denen ich dank gleichem Stundenplan gemeinsam zur Schule und nach Hause radeln konnte. Weder der stoffliche Vorteil, den ich durch die Repetition genoss, noch der meines etwas höheren Alters führten in der zweiten Sekundarklasse zu besseren Zeugnisnoten. Die Lehrer hatten Recht: Bei mir war offenbar „Hopfen und Malz verloren“.

Jeder der beiden Schulmeister hatte übrigens seine eigene Methode der

Bestrafung. Lehrer Dennler zeigte offen, dass er sich aufregte – beschimpfte Fehlbare, verteilte Kopfnüsse und langte hin und wieder auch mit der Hand oder einem Lineal zu. In leichteren Fällen drehte er Schülern an den Ohren oder zupfte an den Härchen ihrer Koteletts. Auch ich kam da nicht ungeschoren davon, musste gar einige Ohrfeigen einstecken. Zum Beispiel wenn ich an die Wandtafel gerufen wurde und dort nicht in der Lage war eine algebraische oder andere Formel irgend so einer komischen chemischen Verbindung aufzuschreiben. Oder wenn ich mit bestem Willen keine Ahnung hatte, wie ich eine mir sinnlos erscheinende geometrische Konstruktion mit Zirkel, Massstab und Equere auf die Tafel zaubern sollte. Von französischer Grammatik sei hier schon gar nicht die Rede. Irgendwie interessierte mich solches Zeugs je länger desto weniger. Dennler spürte sofort, dass jemand etwas nicht wusste, weil er es zuhause schlicht nicht gelernt oder geübt hatte. Er mag sich darob noch so geärgert haben, und die Strafe mag noch so hart ausgefallen sein – eines musste man Dennler hoch anrechnen: er war nie nachtragend, nie gemein, vergass die Sache rasch und behandelte einem umgehend wieder fair und anständig.

Nicht so Parellel-Lehrer Pfenninger. Mochte dieser eine Schülerin oder einen Schüler, so hatte es diese oder dieser wirklich gut bei ihm und konnte viel Lob entgegen nehmen. Bei ihm besonders beliebt waren etwa musikalisch Begabte. Eine zweite Gruppe wurde als eine Art ‚Neutrums‘ behandelt, als solche, die weder gross Lob noch Tadel erfuhren. Eine dritte Gruppe aber, zu der leider auch ich gehörte, hatte bei Albert Pfenninger nichts zu lachen. Verbale Tief- und körperliche Hochschläge gehörten zu seinem pädagogischen Repertoire. Es waren aber weniger die Ohrfeigen und vereinzelt Boxhiebe unter denen einzelne arg zu leiden hatten, als vielmehr seine persönlich ausgerichteten sarkastischen Äusserungen. Immer wieder mussten Schüler erdulden, wie er sie mit verbalen Attacken erniedrigte. Wehren konnte man sich ja nicht, und auch zuhause erzählte man nichts von solchen Vorkommnissen. Man war ja nie sicher, ob der Vater gar Partei für den Lehrer ergreifen und einem noch mit einer

ergreifen und einem noch mit einer Zusatzstrafe belegen würde. Ein Beispiel aus dem Katalog seiner Strafmassnahmen erfuhren wir Knaben, als wir an einem Samstagmorgen mit Lehrer Dennler beim Turnen waren. Mitten in der Lektion betrat ein Mädchen die Turnhalle. Willi Dennler unterbrach das Korbballspiel, begab sich zu ihm und nahm von ihm einen Zettel entgegen. Dann rief er uns zu sich und verlas die darauf notierten Namen. Mehr als die Hälfte der Knaben hatte sich nach dem Turnen bei Lehrer Pfenninger zu melden, da sie die Korrekturen zu einem Aufsatz nicht abgegeben hatten. Und wie hätte es auch anders sein können: auch ich gehörte zu dieser Gruppe.

Nach dem Duschen begaben wir uns also wie verlangt vor das Klassenzimmer des Herrn Pfenninger, das auf unser Klopfen hin von dem etwa 1 Meter 90 grossen schlanken Lehrer geöffnet wurde. Pfenningers Augen flackerten, verhiessen nichts Gutes. Er befahl, dass wir uns gleich im Treppenhaus in Einerkolonne aufzustellen hätten. Danach habe einer nach dem andern vorzutreten, sich aufrecht hinzustellen und eine Ohrfeige entgegen zu nehmen. Wer dem Schlag auszuweichen versuche erhalte die doppelte Ration. So bildeten wir denn die verlangte Kolonne – die Mutigsten zuvorderst. Der erste trat vor. Für den Schlag holte Pfenninger nicht nur mit seinem langen Arm sondern gleich mit dem ganzen Körper aus, so, als wollte er einen Diskus werfen. Dann knallte es, und der erste Bursche hatte seine Strafe nur deshalb gut überstanden, weil er robust gebaut war. Das zweite Opfer war zwar mutig, körperlich aber eher von Mittelmass. Er wurde vom Schlag so heftig getroffen, dass er gleich zu Boden ging. Der dritte Kandidat war einer der Kleineren unserer Klasse, ein wiffler und flinker Bursche. So flink, dass er sich kurz vor Ankunft von Pfenningers Riesenpranken zu duckten vermochte, so dass der Bestrafende beinahe das Gleichgewicht verlor. Was dann folgte war uns ja zuvor angedroht worden: Unser Mitschüler erhielt nicht nur eine saftige Ohrfeige sondern obendrein noch einen Boxhieb in die Magengegend und wand sich schmerzerfüllt. Vermutlich war beim Lehrer inzwischen der grösste Überdruck aus seinem Psycho-Dampfkessel

entwichen, denn alle nachfolgenden Opfer – zu denen ja auch ich gehörte – überstanden die „Ohrflattere“ ohne Sturz.

Nach Ende der zweiten Sekundarklasse hatte ich – die Wiederholung der ersten Sek eingerechnet – neun Schuljahre absolviert und damit eigentlich meine obligatorische Schulpflicht mehr als erfüllt. Um eine gute Ausgangslage bei der Lehrstellensuche zu haben, war der Besuch der dritten Sek aber erforderlich. So blieb mir nicht viel anderes übrig, als mich noch einmal aufzuraffen und ein weiteres Jahr zu überstehen. Mit dem Abschluss der zweiten Sek endete auch meine Blumenberg-Zeit; ein erneuter Wohnungswechsel stand bevor – und damit die Chance, dass sich auch schulisch einiges zum Besseren wenden könnte.



Die Schülerschaft der Sekundarschule 1958.

Hinterste Reihe: links aussen Lehrer Willi Dennler und rechts aussen Lehrer Albert Pfenninger.
Meine Klassenkameradinnen aus der Primarschulzeit in Wolfhausen befinden sich in der zweiten Reihe (von links): Vreni Britt, Margrit Ammann, Gerda Rickli, Esther Leemann.

Mich findet man in der Mitte der dritten Reihe (mit dunklem Kurzarm -Pulli).

Im Hintergrund das Sekundarschulhaus mit Pausenhalle.

Abschied vom Blumenberg



Wenn meine Gedanken zurück in die Blumenberg-Zeit schweifen, sehe ich die immer gleichen Bilder. Ich sehe das leicht ansteigende ungeteerte Strässchen, das sich ausgangs Dorf von der Strasse nach Hombrechtikon nach rechts abgabelt und über den unbewachten Bahnübergang der ehemaligen ÜBB in das einfache Arbeiterquartier führt. Ich sehe die drei bescheidenen im Stil der Fünfzigerjahre erbauten dreigeschossigen Mehrfamilienhäuser mit den vier angrenzenden Ein- und Zweifamilienhäusern. Ich sehe die gepflegten zu den Häusern gehörenden Nutzgärten und die unebene aber grosszügige Quartierspielwiese. Und ich sehe das nahe gelegene Bächli und das ziemlich verlassene Bahntrasse, mit denen so manches Erlebnis verbunden ist.

Diese Bilder wiederum wecken Erinnerungen. Erinnerungen an die im Vergleich zum Brändliacker zwar komfortable dafür aber äusserst ringhörige Wohnung. Erinnerungen an die uns Kindern durchwegs wohlgesinnten Erwachsenen des Quartiers und an die etwa zwei Dutzend Kinder aller Alterskategorien, von denen ein ganzes Drittel einer einzigen Familie angehörte. Und es werden Erinnerungen wach an die vielfältigen Freizeitaktivitäten, denen ich mich während jener Zeit widmete: insbesondere an die Abenteuer in den umliegenden Wäldern und an den Bächen, Tümpeln und Seen der näheren oder weiteren Umgebung.

Aber auch an regnerischen Tagen wussten wir Kinder uns meist zu beschäftigen.

Da zu jener Zeit die meisten Haushalte zwar über einen Radioapparat, praktisch niemand aber über einen Fernseher verfügte und elektronische Spielgeräte noch nicht einmal in der Fantasie existierten, vertrieb man die Zeit halt anderswie. Beispielsweise mit Sammeln: man sammelte die Tierfigürchen, die jeder Packung „Kentauer“-Haferflocken beigelegt waren, man sammelte „Silva“-Punkte, „BEA“-Punkte und Punkte der Chocolatiers Nestlé, Peter, Cailler & Kohler. Man sammelte Fussballer-Bildli, Auto-Bildli, Briefmarken und was da sonst noch gerade aktuell war. Wichtig dabei war, dass die Sammelobjekte möglichst kostenlos aufzutreiben waren, da wir Kinder nicht mit feudalem Sackgeld ausgerüstet wurden. Ein solches konnten wir uns immerhin erarbeiten: konnten für ältere Frauen Einkäufe besorgen, im Auftrag von Bauern gegen kleine Entschädigung Maikäfer einsammeln oder – mittels Fallen – Mäuse auf den Feldern fangen. Auch für die Mithilfe bei der Heimarbeit, die meine Eltern im Auftrag der Schulthess ausführen durften, schaute von Zeit zu Zeit ein willkommener Batzen heraus.

Hin und wieder habe ich zwar auch gerne mal ein Bilderbuch angeschaut – nie aber habe ich freiwillig in einem Buch gelesen oder gar Briefe geschrieben. Ich hatte während jener Zeit alles andere im Kopf als die Schule. So trage ich denn am miserablen Verlauf der Sekundarschulzeit wohl selbst die Schuld. Diese Erkenntnis nützt mir heute allerdings nichts mehr. Muss sie auch nicht, denn es ist inzwischen ja – wie man so sagt – längst „Gras darüber gewachsen“.

Im allgemeinen hatten wir ein schönes und intaktes Familienleben. Von Zeit zu Zeit aber, wenn Karl und ich uns stritten, zeigte sich der Papi völlig entnervt. In solchen Momenten deutete er auf die unterste Schublade des Küchenschrankes, in der ein Gartenschlauch-dickes Rohr aus Gummi oder Kunststoff lag – das er allerdings nicht ein einziges Mal hervor holen musste – oder holen wollte.

Im Frühling 1961 endete unsere Zeit im Blumenberg. Unsere Familie zügelte erneut innerhalb Wolfhausens. Diesmal etwa 300 Meter dorfeinwärts, ins Hüebli.

Dank

Die Jahre im „Blumenberg“ waren für mich eine Zeit vielfältiger Aktivitäten – ein erlebnisreicher Lebensabschnitt. Bei der Auswahl meiner Geschichten konnte ich also aus einer reichen Fülle von Erinnerungen schöpfen. Weniger einfach war dagegen die Suche nach geeignetem Bildmaterial. Zwar fanden sich einige Fotos in meinem „Schuhschachtel-Archiv“, aber nur wenige wollten zu meinen Geschichten passen. Eigentlich nahm ich mir vor, auf fremde Hilfe möglichst zu verzichten. Zum Füllen einiger Gedächtnislücken erlaubte ich mir dennoch, mich an die eine oder andere Person zu wenden.

Bei diesen Helfern, die sich die Mühe genommen haben, mich in irgend einer Form zu unterstützen, bedanke ich mich an dieser Stelle sehr herzlich. Besonders danke ich dem Lehrer-Ehepaar Irene und Hans-Karl Müller aus Wolfhausen, dem Lehrer und Bubikoner Ortschronisten Kurt Schmid, dem Gemeindeschreiber von Bubikon Ueli Schmid, dem Ehepaar Margrit und Gottfried Tschumi in Mönchaltorf sowie meiner Schwester Margrit. Ein besonderer Dank gilt auch der Gemeinde Bubikon, die mir freundlicherweise das Copyright für einige Bilder aus den Bänden „Bubikon – Wolfhausen, zwei Dörfer – eine Gemeinde“ erteilt hat.

Fehraltorf, im Frühling 2006

Hans Chägi